

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 39 (1957)
Heft: 26

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben
Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 14.80, halbjährlich Fr. 8.50, Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 17.—, Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII 11 b 58 Winterthur

Inseraten-Annahme: Rückstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdrucker Winterthur AG., Tel. (052) 222 52, Postcheck-Konto VIII 11 b 58

Insertionspreis: Die einseitige **MINIMALE** oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffrebeleg 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate. Inseratenschluss Montagabend

Die grosse Heimatlosigkeit unserer Zeit

Kürzlich hat sich im Gener Völkerbundsgebäude eine internationale Tagung mit dem wohl schwersten und brennendsten Problem unserer Zeit befasst: eine von den nichtregimentalen Hilfsorganisationen für die Flüchtlinge gemeinsam mit dem Hochkommissariat für Flüchtlinge der UNO und dem intergouvernementalen Komitee für europäische Auswanderung veranstaltete Konferenz galt den Flüchtlingen — heute und morgen. Unvergesslich bleibt dem, der dieser Tagung beiwohnte, zweierlei: einmal die Erschütterung über die millionenfache Flüchtlingsnot, die sich da in nüchternen Zahlen ebenso wie in der sachlichen Schilderung menschlicher Leiden auftut. Zum andern aber wurde man Zeuge einer Kundgebung, die mehr als eine blosser Demonstration des guten Willens. Die in Genf versammelten Delegierten der privaten Hilfsorganisationen aus zahlreichen Ländern waren sich in einmütiger Erkenntnis, dass es so wie bisher nicht weitergehen könne, bewusst, dass nicht nur schöne Worte gemacht werden, sondern konstruktive Arbeit geleistet werden müsse. Und sie haben in den drei Konferenztagen in der Tat eine solche Arbeit geleistet, deren Erfolg freilich in hohem Masse von der verständnisvollen Mitarbeit der Regierungen abhängt. Wir haben nicht genügend Raum, hier des genaueren über die einzelnen Bemühungen und Anregungen dieses Zusammenkunft zu berichten, der ein gemeinsamer Gottesdienst in der ehrwürdigen Kathedrale von St. Pierre mit Bibelwort und Fürbitte die Wegleitung gab. Wir müssen uns begnügen, einzelne, besonders schwerwiegende Tatsachen und Vorschläge hervorzuheben.

Wie viele Flüchtlinge gibt es?

Die Frage lässt sich nicht genau beantworten, können doch keineswegs alle Flüchtlinge zahlenmässig erfasst werden. Aber die Zahlen, die wir kennen, genügen, um in uns eine lebendige Vorstellung der grauenvollen Heimssuchung, unter der ein grosser Teil der Menschheit in unserer Zeit leidet, zu wecken. Doch — können wir diese Zahlen wirklich schon genügend? Vielleicht wissen manche von uns, dass es in den Flüchtlingslagern in Italien und Griechenland noch immer Zehntausende heimatloser Menschen gibt, die auf Anstellung in einem neuen Land warten. Denkt man aber auch daran, dass in Deutschland und Oesterreich noch immer rund 50 000 «alte» Flüchtlinge in Lagern leben, die während und unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg Heimat und Existenz verloren und noch immer warten, wieder in ein menschenwürdiges Dasein eingegliedert zu werden? Kennt die Öffentlichkeit die Zahlen der Flüchtlinge im Mittleren Osten? Sie lauten: 20 000 jüdische Flüchtlinge aus Ägypten, 200 000 im Gaza-Streifen, über 15 Millionen arabische Flüchtlinge aus Israel. Wissen die Mütter in der Schweiz, dass allein unter diesen arabischen Flüchtlingen 250 000 Kinder seit 8 Jahren in den Lagern geboren wurden, Kinder — die nichts anderes kennen als die Not der Heimatlosigkeit, Krankheit, Verwahrlosung? Was soll mit diesen Flüchtlingen geschehen? Zweifellos wäre die Eingliederung der Araber in Syrien und im Irak, wo Siedlungsraum und Arbeitsmöglichkeiten vorhanden sind, die günstigste Lösung, doch stehen ihr wesentliche Schwierigkeiten psychologischer Natur gegenüber. Araber wollen sich nicht in ein anderes Land eingliedern lassen.

Noch erschütternder als die Flüchtlingszahlen aus dem Mittleren Orient sind diejenigen aus dem Fernen Osten. Hier bilden die entwurzelten Europäer, 15 000 Menschen meist russischer Herkunft, die nach der Machtergreifung des Bolschewismus in Russland nach China geflüchtet waren und heute darauf warten, dass ein anderes Land sie aufnimmt, das kleinste Kontinent. Diesen Europäern gegenüber stehen 22 Millionen asiatischer Flüchtlinge: 8 Millionen Indier, die nach der Trennung Pakistans von Indien den Weg in das letztere Land nahmen, 6,5 Millionen Mohammedaner aus Indien, die den umgekehrten Weg gingen; 900 000 Personen, die nach dem «Ende Feins» in Vietnam vom Norden in den Süden des Landes flüchteten; schätzungsweise 5,5 Millionen Flüchtlinge in Korea und schliesslich die 700 000 chinesischen Flüchtlinge in Hongkong, die sogenannten «Vergessenen», die scharenweise in den Strassen dieser Stadt unter freiem Himmel oder in keinerlei Schutz vor Feuer und Epidemien bietenden Unterkünften dahingetieren.

Wie kann geholfen werden?

Zuhanden der Regierungen und aller Institutionen, welche die Möglichkeit hätten, gegen das Flüchtlingselend wirksam anzukämpfen, haben 3 Arbeitsgruppen auf der Gener Konferenz eine

Reihe konstruktiver Pläne und Forderungen hinsichtlich der Aufnahme, Weiterwanderung und Eingliederung der Heimatlosen ausgearbeitet. Wegleitend war dabei das Bestreben, die bei der Massenaufnahme der Ungarn gewonnenen Erfahrungen im Falle eines neuen plötzlichen Notstandes auszuwerten. Es wurde u. a. die Notwendigkeit einer Koordination der Hilfsmassnahmen betont, wobei insbesondere eine Vereinfachung der Formalitäten bei der Aufnahme von Flüchtlingen wie überhaupt eine möglichst grosszügige Auswanderungspraxis gefordert wurde.

Als die glücklichste Lösung wurde die Eingliederung im Aufnahmeland bezeichnet; sie ist freilich oft wegen der kulturellen Verschiedenheiten nicht möglich. Unumgänglich ist eine klare und humane gesetzliche Regelung der Rechte und der sozialen Stellung des Flüchtlings im Asylland; er muss in den selbstverständlichen Genuss der Freiheitsrechte gelangen, es sollen ihm soziale Sicherheit, Berufs- und Schulungsmöglichkeiten und nach einer angemessenen Zeit die Rechte eines vollwertigen Bürgers des Aufnahmelandes gewährt werden. Oberstes Prinzip hat bei aller Flüchtlingshilfe die Respektierung der Rechte des Individuums wie der Integrität der Familie zu sein.

Der Schandfleck der Flüchtlingslager muss verschwinden?

Höhepunkte der Gener Konferenz waren die Appelle des österreichischen Innenministers Dr. Helmer und des Hochkommissars für Flüchtlinge der UNO, Minister Dr. August Lindt. Tief beeindruckt wurde es die Anwesenden, dass der Redner aus Oesterreich erklärte, es habe in dem kleinen, in Kriegs- und Nachkriegszeit so schwer geprüften Lande niemals einen Zweifel darüber gegeben, dass die Massenaufnahme der ungarischen Flüchtlinge eine Selbstverständlichkeit sei, denn «gerade ein kleines Land kann das Beispiel geben, dass man gehetzten und verfolgten Menschen das Asylrecht nicht verweigern darf». Freilich sei es notwendig, dass andere Länder, insbesondere die nördlichen Staaten, eine grosszügige Einwanderungspraxis üben, kann doch Oesterreich nur einen kleinen Teil der ungarischen Flüchtlinge eingliedern.

Minister Lindt, der Schweizer, dessen Name, wie der Tagungspräsident Dr. Chandler sagte, bereits in den wenigen Monaten seiner Tätigkeit als Hochkommissar für Flüchtlinge bei den Vereinigten Nationen zu einem «Symbol» humanitären

Wirken geworden ist, betonte, dass es falsch sei, zu denken, die Aufnahme von Flüchtlingen bedeute eine Krise. Von jeher hat die Gewährung des Asylrechtes an Heimatlose — man denke an die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, an die Ansiedlung der Hugenotten in verschiedenen europäischen Ländern — sich zum Segen des Aufnahmelandes ausgewirkt. Das Problem der ungarischen Flüchtlinge könne und müsse noch in diesem Jahre durch die vereinigten Anstrengungen der freien Länder gelöst werden. Dann aber plant er einen «Generalangriff» auf die Flüchtlingslager in Europa. Indem er der Überzeugung des österreichischen Innenministers Dr. Helmer beistimme, der Schandfleck der Flüchtlingslager müsse aus dem Gesicht jeder zivilisierten Nation verschwinden, sprach er den Wunsch aus, dass es bald möglich werden solle, für jedes europäische Lager einen Schlusstein festzusetzen. Warum kann das, was die europäischen Staaten für die Ungarn leisteten, nicht auch, wenigstens zum Teil, für die «alten» Flüchtlinge getan werden? Es ist nur recht und billig, dass alle Länder der freien Welt sich in die guten und die schwierigen Emigranten teilen und gemeinsam dafür sorgen, dass aus den Flüchtlingslagern wieder normale Menschen werden.

Für uns liegt es nahe, zu fragen: was kann die Schweiz, was kann jeder einzelne von uns angesichts dieser unermesslichen Flüchtlingsnot tun? Dass wir alle die Mitverantwortung für das Schicksal der Heimatlosen tragen, spüren wohl gerade die Frauen, denen naturgemäss das Los der künftigen Generationen in besonderer Weise am Herzen liegt. Wir wissen, dass die Millionen Flüchtlinge von heute und ihre Kinder und Kindeskinde in einer gar nicht fernen Zeit dem Antlitz unserer Erde seine bestimmende Prägung geben werden. Wie würde dieses Antlitz aussehen, wenn sich in ihm nur Rastlosigkeit, Not, Verzweiflung und Hass spiegeln sollte?

Gewiss, die Schweiz hat viel für die Flüchtlinge getan. Solange aber die grosse Heimatlosigkeit unserer Zeit nicht zu Ende ist, ist das bis jetzt Getane nicht genug. Unser Land wird oft «das Herz Europas» genannt; an uns ist es, zu beweisen, dass es ein mütterliches Herz bleibt, das neben der Sorge um die eigenen Kinder auch andern Hilfsbedürftigen Wärme und Geborgenheit spendet. Noch immer leben ja, ausser den in den letzten Monaten aufgenommenen Ungarn, nahezu 10 000 «andere» Heimatlose unter uns, darunter viele Alte und Kranke, die nach jahrelangem Elendsdasein in einem oder mehreren Flüchtlingslagern bei uns ein Asyl fanden. Wenn wir dafür sorgen, dass es ihnen weiterhin gewährleistet bleibt und in Zukunft noch anderen ebenso Bedürftigen zuteil werden kann, so bereiten wir «im Hause» das, was in der Welt leuchten soll an echtem, helfendem Menschentum.

M. N.

Die Provinzen Quebec und Ontario Süd- und nordöstliches Kanada

Rings um den Kongress des Internationalen Frauenrates
Montreal 5. bis 15. Juni 1957

Eine Tagestour führte die Teilnehmerinnen nach Kanadas Hauptstadt Ottawa, mit alterwürdiger Parlamentsitzung. Auf der ca. dreihalb Stunden dauernden Autofahrt kommt uns schon, Montreal verlassend, zum Bewusstsein, welche Unsummen von Steuergeldern hierzulande benötigt werden. Wissenschaft, Volksbildung und Volkswohl nehmen neben dem rein kulturellen unermessliche Staatsgelder, den Steuern entzogen, in Anspruch — von den Kosten des allgemeinen Verkehrswezens in sich ausgedehnten Städten und Landgebieten nicht zu reden. — Schon am Rande Montreals häufen sich die Riesenfabriken verschiedenster Industrien, nachdem man die grossartigen Bildungsinstitute erblickt: Universitäten mit ihren Forschungsanstalten, Schulen jeder Art und Grösse, Spitäler, Sanatorien, Kinderheime und Krippen, all dies inmitten weiter Anlagen, an frischgrünen Höhen, oder staubwärts verlagene. — In der City herrschen, neben den grössten der 315 Kirchen, einige der wichtigsten Firmen, Banken und Warenhäuser vor, mit nur 20 Stockwerke erläuterten Hochbauten modernster Art — angelehnt an ein oft altertümliches Durcheinander der altmodischen Kolonialbauten für Wohn- und Landzwecke. Ist endlich das ländliche Gebiet erreicht, so geniesst man alsbald die weisse schöne Ebene des majestätischen St.-Lawrence-Stromes, der Montreal mit seinem «Königsberg» zur Insel einschliesst. Auf seinen ruhig fliessenden Gewässern weiter draussen als Gross-Schiffahrtskanal abgelenkt, trägt er von und zu dem mächtigen Ex- und Importhafen nicht nur die mächtigen Cargo-boote für Industrie und Landwirtschaft, sondern auch die Ubersesendampfer nach den Nordstaaten Europas. Seine «Fahrt nach dem Atlantik, mit grünesäumten Ufern und reizvollen Ausblicken nach bewaldeten Hügelzügen verfolgen wir lange auf der Autobahn, bis der Autobus (d. h. 6 bis 10 an der Zahl) sich landeinwärts wendet, durch ein Gelände, teils Weide für schwarz-

weisses Schlacht- und etliches braunes Milchvieh, teils noch der Nutzbarmachung harrend, sei es durch Bodenschutz-Erforschung (vielfach Oel) oder durch Industrialisierung. — Etliche Ortschaften werden durchfahren, dann servieren in einer zu engen Luncheonstation unsere Busfahrer, anscheinend dem der Company zugehörigen «Restaurant» dienend. Dem imposanten Kanal entlang geht sodann die Fahrt in die Provinz Ontario hinein, naturgebunden durch üppiges Baum- und Weideland — durch wunderbare Ahorn- und Riesenpappel-Alleen — vorbei an «Ortschaften» = 1 Strasse mit bescheidenen Läden und Wohnstätten alt-Kolonialstiles wie auch die Einfamilienhäuser beidseits der Autobahn. Etliche Grossfarmen, darunter diejenige der McGill-University — und endlich Einfahrt in die Parlamentsstadt Ottawa. Im herrlichen «Country-Club» des Generalgouverneurs werden wir fürstlich bewirtet mit allen Spezialprodukten der Gegend, hierauf ein leider für uns zu kurzes Gartenkonzert vor dem Parlamentsgebäude.

Ottawa-Tour: Provinz Ontario

Die Einladungen zu den Tees der verschiedenen Gesandten rufen auch uns 5 Schweizerinnen hinweg von den statlichen Musikanten, den in scharlachrot befrachten Constables der Royal Canadian Mounted Police (berittene Polizeigarde des Parlaments). Der Bus führt uns wiederum durch reizvolles Grünland, durch üppige Alleen und immer vornehmeres Landschaftsbild, wo sich die Heimstätten der Konsulen befinden. Von «unserm St.-Galler» Minister Nef herzlich begrüsst, unterhalten wir uns, nebst andern Schweizerinnen, beim Tee auch mit der liebenswürdigen Frau Minister, einer Polin — erfahren übrigens dabei, dass im August der Weltpostverein in Ottawa tagen wird, bringen noch eine kostbare Weile in dem herrlich stillen Park am Seegebäude — und schon flitzen wir zurück zur Besichtigung des imposanten Parlamentsgebäudes, um 1854 im gotischen

An unsere Abonnentinnen!

Zweifellos werden Sie schon festgestellt haben, dass seit 1. Januar 1957 die meisten Tageszeitungen und Zeitschriften ihre Abonnementspreise zufolge der verschiedenen Preisausschläge in der Druckerei- und Papierbranche wesentlich erhöhten.

Der Vorstand des Schweizer Frauenblatts hat bis heute, d. h. während über sieben Jahren von einer Abwägung der erhöhten Selbstkosten Umgang genommen, obwohl die Herstellungskosten in dieser Zeitspanne mehrmals stiegen. Da nun aber im Frühjahr 1957 nochmals ein weiterer Papierpreisausschlag erfolgte, können wir die Teuerung nicht mehr voll auf uns nehmen und sind daher gezwungen, die Abonnementspreise ab 1. Juli 1957 zu erhöhen. Sollten jene Abonnentinnen, deren Abonnement mit dem Kalenderjahr läuft und ihr Abonnement per 1957 daher schon beglichen haben, gewillt sein, einen freiwilligen Beitrag an die erhöhten Kosten zu zahlen, so danken wir Ihnen zum voraus dafür.

Wir hoffen sehr auf Verständnis und Wohlwollen unserer Leserinnen und bitten sie gleichzeitig, uns, wenn immer möglich, neue Leserinnen zuzuführen. Mit einer möglichst grossen Abonnentenzahl ist auch die finanzielle Basis verbreitert, die wiederum einen Ausbau des Blattes gewährleistet.

Vorstand der Genossenschaft Schweizer Frauenblatt

Die neuen Abonnementspreise ab 1. Juli 1957:

Jahresabonnement:	14.80 Franken
Halbjahresabonnement:	8.50 „
Geschenkabonnement:	11.50 „

Stil erstellt und mit einer der umfassendsten Bibliotheken der Welt versehen. In den weitläufigen, pompös ausgestatteten Parlamentsräumen dürfen wir noch promeneren, bis uns der Generalgouverneur «verabschiedend» begrüsst. — Auf gleicher Route, wie gekommen, fahren wir frohgemut «heimwärts», um ein herrliches Erlebnis bereichert. — Eine sehr aufschlussreiche Gelegenheit bildete der Besuch des Kinderspitals Sainte Justine, 1907—1957. Initiatorin und Mitbegründerin dieses Liebeswerkes war Mme L. de G. Beaubien, 1907 schon Präsidentin des Exekutiv-Komitees. Damals zählte das bescheidene Haus 175 kleine Patienten. Im Laufe der Zeit erfuhr es ständige Erweiterungen; die neueste geht nun, nach verschiedenen Neubauphasen, der vorläufig modernsten entgegen. Der kanadische Frauenbund gewährte uns eine Besichtigung des auf September 1957 zu beziehenden Flügels, welcher an moderner Zweckmässigkeit seinesgleichen sucht. Alles was aktuelle Betreuung kranker Kleinkinder bis zu 8 Jahren bedeutet, wird wahrgenommen und durchgeführt, bis hinauf zur Terrasse für Helikopterlandung. Noch heute steht Mme de Beaubien, 87 Jahre alt, sympathisch und temperamentvoll ihrem Komitee und damit ihrem grossen Werke vor. Es gereicht uns zur freudvollen Ehre, von ihr, im Kreise würdiger Krankenschwestern, zu wertvoller Aussprache und auch zu einem feinen Tee in der weiten Vortragshalle geladen zu werden. Wir sind beeindruckt nicht nur von diesem grosszügigen Kinderspital, sondern auch von den unerschöpflichen Finanzierungsmöglichkeiten der wohlhabenden Bevölkerung. So weit wie hier die christliche Nächstenliebe reicht, so imposant äussert sich auch der hohe Geist der Kanadier, wenn man von hoher Warte die imposante Universitätsgruppe gegenüber erblickt, wo die Wissenschaften alle Möglichkeiten neuzzeitlichen Daseins erforschen und prüfen zu segensreicher Durchforschung. — Wir gewinnen diese Eindrücke und Überzeugungen anlässlich einer Stadtrundfahrt, welche den Sonntagmorgen zur erwünschten Ausspannung von vielerlei Sonder- und Plenarsitzungen gestalten. Von Mont Royal weitet sich eine unermessliche Rundschau über die 1/2-Millionenstadt Montreal mit ihrer herrlichen Umgebung. Der imposante St.-Lorenz-Strom umschliesst sie zur Inselwelt, wo eine brodelnde Menge den eigenen Obiegenheiten nachhakt. Noch erinnern die alten Stadtquartiere mit den primitiven Kolonialbauten an erste Einwohner — noch gibt es winzige Wohnhäuser mit Aufgangstrepfen an den Aussenfassaden. Diesen ärmlichsten, dichtbevölkerten Wohnstätten schliessen sich Kleinbürgerquartiere an, welche an den Stadtrand hinausführen zu wohlgepflegten Sport-, Spiel- und Badeplätzen, wo sich eine unerschöpfbare Sonntagsmenge tummelt. — Dann sieht sich vornehmeres Wohnquartier dem Mont Royal entlang und hoch hinauf, wo versteckt im Parkviereck die Villen, mit innerseitigem Gartenlift versehen, still und gediegen im Baum- und Blumenschmuck ruhen.

Dem regen Geschäftsleben Montreals stellt sich der kulturelle Aspekt entgegen, denn diese Stadt weist, ausser zahlreichen Spielplätzen, Sanatorien, alle Arten von Erziehungs- und Bildungsstätten auf. Volksschulen jeden Grades, Seminarien, Klosterschulen und Universitäten; die ausgedehnte städtische und ihrem überragenden Hügelstz, ganz neuzeitlicher Architektur — die französische Universität und die

Zu Hermann Hesses 80. Geburtstag

Der späte Hermann Hesse

In seinen Schriften spricht Hermann Hesse einmal davon, dass er alt und verbraucht, enttäuscht und müde sei. Wohl kann es geschehen, dass sich bei Menschen im hohen Alter eine solche Schwächung des Lebensgefühls einstellt. Und wenn es sich gar um einen Menschen wie Hermann Hesse handelt, dessen Lebenswerk in Zeiten schwerer äusserer und innerer Not gewachsen ist, das einem durch mancherlei Leiden geschwächten Körper abgerungen und mit unermüdlicher Geduld zur Reife gebracht wurde, dann verstehen wir einmal mehr den Ausspruch des alternden Dichters. Allein, alle diejenigen, die Hermann Hesse kennen und die das Glück hatten, ihn immer wieder in seinen hohen Jahren zu begegnen, wissen, dass dieser Ausspruch bei weitem nicht das ganze Wesen, die ganze seelische Verfassung des 80-jährigen kennzeichnet. Denn wie gegensätzlich nimmt sich zu jenem Ausspruch schon die äussere Erscheinung des Dichters aus, der aufrechte, sehr aufrechte Gang und sein herzhafes Aussehen! Und woher käme da jenes seltsame Strahlen seines Blickes, das die ganze Schlichtheit seiner Erscheinung so eigenartig überhöht? Woher sein Lächeln und sein herzhafes Lachen, und woher jene gelöste Heiterkeit, von der er im Glasperlenspiel einmal schreibt, dass sie «höchste Erkenntnis und Liebe sei, »Bejahen aller Wirklichkeit, Wachsein am Rand aller Tiefen und Abgründe...»

Doch nicht nur die äussere Erscheinung, sondern auch die späten Werke Hesses, sein Band spätere Prosa und der vor zwei Jahren herausgekommene Band «Beschwörungen») tragen nicht die Züge von Resignation und Zerfall, hinter diesen beiden Sammlungen von Aufsätzen, Betrachtungen und kurzen Erzählungen steht wohl ein an Jahren alter Mann, aber doch auch ein Mann, dem es gegeben ist, seinen hohen Jahren mit ganz wachem Bewusstsein noch auszusagen über das, was ihn bewegt. Hier ist die geniale Schöpferkraft, die den späten Thomas Mann bis zu seinem Ende nicht verlassen hat, gleichsam in eine andere Substanz übergegangen. Bei Hesse geht es immer mehr um ein rein Geistiges, um das Freilegen aller Zusammenhänge und Gesetzmässigkeiten, nach denen sein Leben angelegt ist und nach denen es sich zu vollenden hat. Mit letzter Schlichtheit schildert der späte Hesse, der einst so Wortmächtige, all diese Dinge und taucht sie in köstliche Verklärtheit, so dass es über diesen späten Schriften leuchtet wie mildes Herbstlicht. Es ist ein fortgesetztes beglückendes Sich-zurück-Erinnern bis in längst vergangene Zeiten, und dann wieder ein besinnliches Umschauen aus erhöhter Sicht. Aber es ist auch recht oft eine Auseinandersetzung mit seinem Werk, hervorgerufen durch Briefe aus seinem Leserkreis, Briefe, die beides aussprechen, Bewunderung und Anklage, und die den Dichter zu Bekenntnis und Stellungnahme nötigen. Innerhalb einer ungeheuren Spannweite an Wirkung bewegt sich ja sein dichterisches Werk. Ist es da ein Wunder, wenn der Geist der Dichtung — jenes «es», was da dichtete — noch den alternden Dichter umweht wie geheimnisvolle Schleier und Schatten? In diesem Zusammenhang schrieb er auch einmal in einem Brief an einen Studenten: «Unser Amt ist nicht, Sie zu belehren, Ihnen Mühn zu sparen, Ihnen Weg zu zeigen. Unser Amt ist nur, Sie daran zu erinnern, dass es einen Gott gibt, einen einzigen, und dass dieser Gott in Ihrem Herzen wohnt und Sie ihn dort suchen und dort mit ihm reden müssen.»

Diesen Gott zu suchen, in sich und um sich herum und die Grundidee des Lebens und des eigenen Daseins zu erkennen, das wird auch immer mehr des Dichters Anliegen während dieser letzten Wegstrecke, die leicht mit einem Anstieg zum Gipfel eines Berges zu vergleichen ist, wo die Luft immer dünner, die Sicht immer weiter, die Stille immer grösser wird, und wo der Weg schliesslich zu jener Gipfelsamkeit führt, die vielen grossen Menschen auferlegt ist. Der im christlichen ebenso wie im östlichen Gedankengut Gesuchte musste seit seiner Kindheit und als Sohn eines Missionsprediger wohl manche Schale abwerfen, bis er zu seinem eigenen Kern vordrang, und bis er in jene letzte Lebens- und Lebenssphäre gelangte, für die das Mittelalter das schöne Wort «Saeide» ausdachte. «Ich glaube», so schreibt er einmal, «dass trotz dem offensichtlichen Unsinn das Leben dennoch einen Sinn hat; ich ergebe mich darin, diesen letzten Sinn mit dem Verstand nicht erfassen zu können, bin aber bereit, ihm zu dienen, auch wenn ich mich dabei opfern muss.» Und an einer andern Stelle sagt er: «Wir glauben, dass der Mensch unsterblich ist und dass sein Bild aus jeder Entstellung

jung wieder genesen, aus jeder Hölle geläutert hervorgehen kann. Wir verhehlen nicht, dass die Seele der Menschheit in Gefahr und nahe dem Abgrund ist. Wir dürfen aber auch nicht verhehlen, dass wir an ihre Unsterblichkeit glauben.» Das ist Ausdruck von «Saeide», Ausdruck hoher Weisheit.

Doch Hesse verwehrt sich selbst heftig dagegen, weise zu sein. Allein, gehört es nicht zum Wesen des Weisen, es zu sein, ohne es zu wissen, zu glauben oder zu suchen? Und hat sich hier nicht ein schöpferisches Leben, so wie es aus seinem ganzen dichterischen Werk hervorgeht, das in seiner Gesamtheit in höchstem Mass als autobiographisch, ja als ein Spiegel von Hesses vielschichtigem Wesen anzusehen ist — hat sich dieses Leben nicht auf seine letzte Vollendung hin planvoll ausgerichtet? Was wäre es sonst mit jenem Ausspruch im Glasperlenspiel, der es deutlich wiedergibt, welchem Ziel und Mass ein Leben zustreben muss, soll es seinen Sinn verwirklichen: «Jeder von uns ist nur ein Mensch, nur ein Versuch, ein Unterwegs. Er soll aber dorthin unterwegs sein, wo das Vollkommene ist, er soll ins Zentrum streben, nicht an die Peripherie.»

Dieses Ins-Zentrum-Streben heisst für Hesse Zurücklassen alles Unwesentlichen, Aufgeben des eigenen Ichs an ein Grösseres, Aufgehen der Persönlichkeit im allumfassenden Ganzen. «Das Bedürfnis der Jugend ist: sich selber ernst nehmen zu können. Das Bedürfnis des Alters ist: sich selbst opfern zu können. Ein geistiges Leben muss zwischen diesen beiden Polen ablaufen und spielen. Aufgabe der Jugend ist das Werden, Aufgabe des reifen Menschen ist das Sichweggeben oder, wie die deutschen Mystiker es einst nannten, das «Entwerden». Man muss

erst ein voller Mensch geworden sein und die Leiden dieser Individualität erlitten haben, ehe man das Opfer dieser Persönlichkeit bringen kann.»

Schmerzlich und leidvoll kann dieser Weg des «Entwerdens» für den Menschen des hohen Alters aber auch werden, wenn der Tod ihm die Gefährten des langen Weges entführt, die Freunde und Gleichgesinnten, auf deren Verstehen, deren Anerkennung, deren Gleichgültigkeit er zählen konnte. Was daher der Tod Thomas Manns, mit dem Hesse eine Freundschaft besonderer Art verband, für ihn bedeutete hat, können wir nur ahnen. Beide wussten wohl am besten um den geistigen Rang des andern, und das ergab eine Bindung ganz seltener Prägung. Mit Mann ist für Hesse einer der letzten Weggenossen — der bedeutendste vielleicht — dahingegangen, und damit eine Welt von Ansporn, Zustimmung und Bestätigung. Es ist deshalb für den Dichter eine unermessliche Gnade, in seiner Gattin noch die grosse vererbte Seele zu besitzen, deren er bedarf. Frau Ninon, die feine, gediegene und hochgebildete Frau, mit der tiefen Einfühlungsgabe ist ihm heute alles in einem, ist Gattin und Freundin, Pflegerin und Chauffeur, ist Gesellschafts- und Verwalterin seines Schrifttums. Ruhig, ausgeglichen und klug bewegt sich diese Frau an der Seite ihres Gatten, und mit einer Selbstverständlichkeit ohnegleichen stellt sie die eigene sehr bedeutende Persönlichkeit hinter diejenige ihres Gatten zurück.

Es ist eine Besonderheit des hohen Alters, dass sich in ihm das innere Auge jenem Schatz an Bildern zuwendet, den einst eine gesegnete Kindheit und Jugend angelegt und gehäuft hat. So weiss auch Hesse um die ganze Innigkeit eines solchen Tuns, und er schreibt einmal darüber: «Und heute, im grossen Bilderbuch unseres eigenen Lebens behutsam blättern, wundern wir uns darüber, wie schön und gut es sein kann, jener Jagd und Hetze entronnen und in die Vita contemplativa gelangt zu sein. Hier, in diesem Garten der Greise, blühen manche

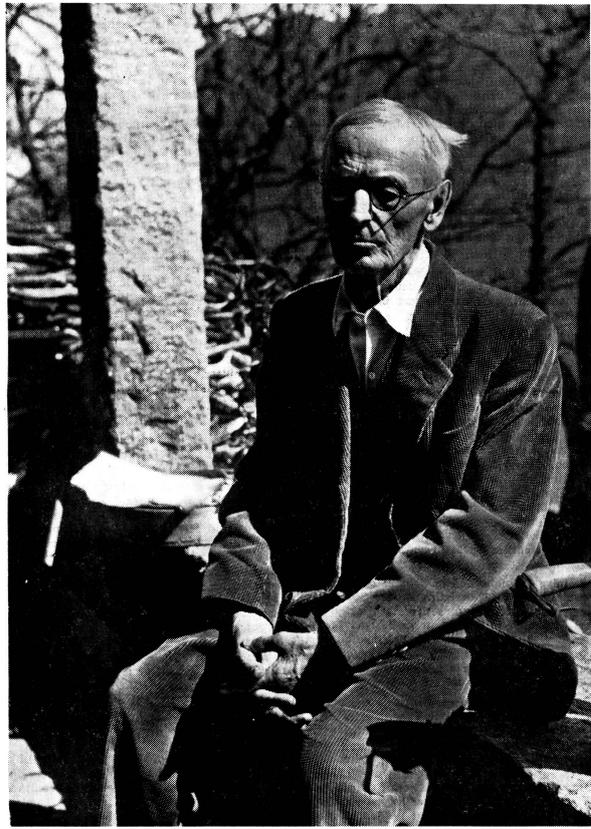


Photo: Martin Hesse

*) beide im Suhrkamp-Verlag, Berlin.

aber man konnte nicht merken, ob sich der Kranke dessen bewusst war.

In jenen Nächten, als der Sommer fast zu Ende war, ereignete sich etwas, was unsere Eltern zuerst nicht erwähnten: Nieves, unsere alte Negerin, sprach mit Don Bernardo, so nannte sie den Patrizier, und Onkel Bernardo antwortete ihr. Nieves, die in eine schwarze Mantille gehüllt war wie alle ihrgleichen, die auch ihr Gesicht mit seiner dunklen, «niedrigen» Gesichtsfarbe verdeckte, kauerte neben dem Kranken und sprach auf ihn ein, mit heiserem Flüstern. Ihre Augen fingen etwas vom blauen Nachlicht ein, aber sonst war sie fast wie der nächtliche Schatten. Der Kranke antwortete ihr mit noch leiserer Stimme. Nächtlich sprachen die beiden, ein Flüstern antwortete dem andern, es hörte sich an wie das Geräusch von zwei Nachtigallen, bald vertrauten wir uns nicht mehr zu lauschen. Wir haben nie gewagt, aus dem Zimmer zu treten, nicht, Nieves zu fragen, was in diesen Nachtgesprächen gesagt wurde. War es ein afrikanischer Zauber? Hat Nieves, die ihr schwarzen Füsse nie ins Meerwasser gesteckt hatte, Gottheit, und die nie im geringsten Schiffeil fuhr, etwas vom Meer gewusst? Onkel Bernardo schien noch ruhiger und weitabgewandter, seitdem diese Gespräche geführt wurden, man hätte denken können, er sei glücklich, wie er es früher gewesen war in seiner Kindheit, bevor er hätte Semann werden mögen. Am Tage sprach er mit niemandem.

Einmal, als unsere Mama am Fenster des Saales stand, ihr schönes Antlitz gegen das Meer gewandt, das unter der Mittagshitze schlummerte, Nieves an ihrer Seite, sagte sie plötzlich ganz ruhig: «Don Bernardo stirbt jetzt. Seine Seele wandert schon.» Nachher sagte sie, es hätte fein ausbildet auf dem Meer und da habe sie es gewusst. Nieves wusste viele Dinge.

Onkel Bernardo fand man tot, Friede auf seinem ungeheuren Gesicht. Seine Hände waren ausgebreitet,

offen. Auf der linken Handfläche lag eine kleine, feuchte Muschel, die niemand von uns je gesehen hatte. Nieves sagte, sie habe die kleine Muschel auch noch nie gesehen.

Jo Mihaly erzählt von Menschen und Tieren

Einer der geschicktesten Aphoristiker der deutschen Sprache, der Mathematiker und Physiker G. Ch. Lichtenberg, hat vor zweihundert Jahren die Erfahrung geäußert: «Heutzutage machen drei Pointen und eine Lüge einen Schriftsteller». Das sind bitterböse Worte, die heute aber eher noch gültiger wirken als damals. Ganz gewiss sind sie jedoch nicht für die in Ascona lebende Schriftstellerin Jo Mihaly zutreffend. Wer Gelegenheit hatte, ihre literarische Produktion seit dem freiheitsglühenden Zigeunerroman «Hüter des Bruders» (1942, Verlag Steinberg in Zürich) zu verfolgen, konnte immer wieder mit Bewunderung feststellen, wie hier eine charakterstarke Frau eine fast soldatisch zu nennende Sprachdisziplin auf das Harmonischste mit hohem Kunstverständnis und kritischer Anteilnahme am Leben unserer Zeit verbindet. Wie innig sie ihr Ohr an das Herz der leidenden Kreatur legt und ihr an Mensch und Tier die zartesten Reaktionen abhört, zeigt das neueste Heft der Basler Sektion der «Guten Schriften», das unter dem etwas geheimnisvollen Titel «Der weisse Zug» zwei ergreifende neue Geschichten von Jo Mihaly enthält.

Auf dem Deckblatt ist in Offsetdruck nach einem Entwurf des Malers Frank Danksin eine nach vorn strebende Rentierherde während eines Wintersturmes zu sehen. Diese Zeichnung nimmt Bezug auf die im schwedischen Lappland spielende Geschichte «Du deckst ihnen den Tisch zur rechten Zeit», die schil-

dert, wie der ergraute Bremser eines Güterzuges, von Mitleid mit einer durch Hunger zu äusserster Verzweiflung getriebenen Rentierschar überwältigt, seine berufliche Pflicht verlässt, indem er ihr im Widerspruch zu den Instruktionen seiner Vorgesetzten einen Teil des für Einöndbauern bestimmten Heuvorrates als Futter vorwirft. Bleibt diese Erzählung im Rahmen eines fast dokumentarisch-strengen Berichtes, in den die eisige Güterzugatmosphäre virtuos eingefangen ist, so hat Jo Mihaly die im unteren Tessen spielende, längere Geschichte «Wer ist der Dieb?», kompositionell dadurch aufgelockert, dass sie diese in Brief- oder Gesprächsform von drei verschiedenen Persönlichkeiten erzählen lässt, nämlich von einem verärgerten Dorfpolizisten, der die Täterschaft verschiedener Hühnerdiebstahle feststellen soll sowie von der Witwe eines Oberförsters und schliesslich vom Täter selbst, einem alten, vielgeplagten Wolfshund, der die «Verbrechen» aus lauter Anhänglichkeit für seinen buckligen, aus Elend zum Säuer gewordenen Herrn begibt. Wie die Dichterin diesen armen, mürrischen Tessiner Kleinpächter und seinen an die Kette gelegten, rührend beiderseitigen und anhänglichen Hund sowohl in den äusseren als auch in den inneren Konturen ohne Lügen und überspitzte Pointen lebensecht erfasst hat, zwingt den Leser zur Bewunderung. Mit Humor und tiefer Liebe für Mensch, Tier und tessinische Landschaft ist es Jo Mihaly gelungen, ihre ergreifende Geschichte zu einem farbig-schönen Gleichnis von der Bedrohung aller Kreatur durch die zunehmende Lieblosgkeit der Menschen zu machen. Statt Anklagen werden in diesem Heft «Der weisse Zug» mit feiner Erzählerhand schlichte Tatsachen vorgelegt, die helles Licht auf anscheinend nebensächliche Tragödien und Schicksalsgemeinschaften zwischen Mensch und Tier werfen.

Einsame Nacht

Die ihr meine Brüder seid,
Arme Menschen nah und ferne,
Die ihr im Bezirk der Sterne
Tröstung träumt euren Leid,
Die ihr wortlos gefaltet
In die blass gestirnte Nacht
Schmale Dulderhände haltet,
Die ihr leidet, die ihr wachet,
Arme, irrende Gemeinde,
Schiffer ohne Stern und Glück —
Fremde, dennoch mir Vereinte,
Gebt mir meinen Gruss zurück!

Hermann Hesse

Blumen, an deren Pflege wir früher kaum gedacht haben.» Und ein andermal stellt er beglückt fest: «Meine Einsamkeit ist weder enge noch ist sie leer. Sie ist voll von Bildern. Sie ist eine Schatzkammer von angesagten Gütern, leibgewordener Vergangenheit, assimilierter Natur...»

Zum späten Hesse gehört aber auch seine Liebe zur Malerei und zur Musik, die ihm sein ganzes Leben hindurch begleitet hat. Seine Aquarelle von Landschaften, vornehmlich aus seiner Tessiner Heimat, strömen Heiterkeit und Poesie aus und die Freude, sich mit Pinsel und Leinwand tummeln zu können frei von aller Verantwortung, wie sie ihm sein Dichtertum auferlegt. Andere Art ist seine tiefe Freude an der Musik. Längst spielt er selbst nicht mehr die Geige; allein, man muss es erlebt haben, muss gesehen haben, wie Hermann Hesse Musik aufnimmt, wie alles an ihm Herrschaft und Hingabe ist, wie er hinhaut, einmal nachschöpfend und mitmachend, und ein andermal wieder im Letzten gefangen und entrückt. Ihn über Musik sprechen zu hören, ist ein hoher Genuss an sich und lässt erkennen, dass er auch für die Mitte und das Verständnis des Eingeweihten besitzt. Doch auch hier hat ihm der Tod unlängst einen Lieben Freund entrissen, den Musiker und Komponisten Othmar Schoeck, der ja viele seiner Gedichte in kongenialer Weise vertont hat. Mutig und ob es auch schmerzte, setzt Hesse sich neben seiner grossen Vorliebe für die ältere Musik, namentlich für Bach und Mozart auch mit der modernen Musik auseinander, und er müsste nicht der grosse Lyriker und an sich tief musikalische Mensch sein, wenn er nicht auch sie zu verstehen und zu deuten wüsste.

Ist es angesichts all dieses Reichtums, der den späten Hesse umgibt, noch möglich, an seine eigenen Worte zu glauben, jenes «alt und verbraucht, enttäuscht und müde»? Gewiss, auch er weiss und hat es ausgesprochen, dass man zum Alter, will man seinen Sinn ganz erfüllen, ja sagen muss, ja sagen auch zu all den Beschwerden, Verätzten, Gebrechen und Opfern, die es mit sich bringt. Allein, er weiss und lehrt es an seinem eigenen Beispiel, dass auch hier noch eine Form des Glücks, die sublimste vielleicht, möglich ist. Sie erschliesst sich ihm in der Teilhabe am Schönen, am nicht Zweckgebundenen, «einem Farbenpiel in der Natur», wie er sich ausdrückt, «einem gemalten Bilde, einem Anruf in den Stimmen der Stürme und des Meeres oder einer von Menschen gemachten Musik...» Und dies führt ihn dann zu jenem ganz erdeutigen Begriff vom Glück, von dem er sagt: «Unter Glück verstehe ich heute etwas ganz Objektives, nämlich die Ganzheit selbst, das zeitlose Sein, die ewige Musik der Welt, das, was andere etwa die Harmonie der Sphären oder das Lächeln Gottes genannt haben...»

Es ist beglückend und erhebend, all den Schönheiten in Hesses Spätwerk nachzugehen, zu dem auch alle Aufsätze und Rundbriefe gehören, die in ihrer gelassenen heiteren Verklärung wie kostbare Splitter eines edlen Kristalls wirken. Es sind die Gaben eines hohen Feierabendes; in ihnen finden wir immer wieder demütige Einordnung in das allgemeine Werden und Vergehen, letztes Sichentfalten eines Weisgewordenen, eines über alle Höhen und Niederungen gegangenen Erdenpilgers, der das Köstlichste und Grösste erfahren hat und es in einem unscheinbaren und durch nichts hervorgerufenen Ausdruck anerkennt, indem er bekennt: «Wir tun es nicht, es geschieht mit uns.» Das ist abermals Ausdruck von «Saeide», ist Verklärung und Weisheit zugleich.

So wollen wir uns denn seiner späten Tage freuen und in Dankbarkeit am kommenden 2. Juli unsere Gedanken und Wünsche zu ihm hinwenden, auf dass er uns weiter und noch lange Kunde gebe von jener hohen Warte seines Seins, wo sich Anfang und Ende zueinander hinneigen und das Ende sich seines ewigen Neubeginns besinnt, indem es dieses Höchste erkennt: «Wir tun es nicht, es geschieht mit uns...»

Magda Neuweller

Das Geistlein

Von Ida Frohnmeyer

Keiner der Gäste, die sich eines Abends im Atelier der Malerin zusammenfanden, hätte später mit Bestimmtheit sagen können, wer mit dem Erzählen makaberer Geistergeschichten begonnen habe. Die Gastgeberin meinte schliesslich, es sei der Wind gewesen, der plötzlich die Richtung wechselnd, die Knospen des Rosenstrauchs vor dem niedern Fenster darat gegen die Scheiben geschlagen, dass es sie anhrte wie das Pochen harter Finger. Ja, bestimmt, es war dieses Pochen gewesen, denn sie alle fast ohne zu atmen gelauscht, und gleich danach hatte eins ums andere von einem geheimnisvollen, völlig unaufklärbareren Geschehnis zu berichten gewusst. Die Stimmung in dem von einem Kammerfeuert und ethlichen Kerzen erleuchteten Raum war allmählich so unheimlich geworden, dass misstrauische oder gar angstvolle Blicke nach den verschatteten Winkeln gingen. Ja, die kleine Geigerin behauptete plötzlich mit zittrigem Aufschrei, eben habe sie die Berührung einer Hand verspürt, einer gewissermassen schattenhaften Hand, die wie ein Hauch nur über ihren Nacken glitt.

Die Malerin war dem jungen Schauspieler, der wenig entfernt von der kleinen Geigerin auf einem Lederhocker kauerte, einen halb drohenden, halb lachenden Blick zu und sagte: «Wollen Sie bitte das Licht andrehen, Heiner? Ich glaube, es ist Zeit, dass wir den Geisterstücken vertreiben und uns freundlicheren Dingen zuwenden.» Von allen Seiten erhoben sich jedoch abwendende Stimmen gegen das harte elektrische Licht, das den Raum der Traulichkeit und die Gesichter der Schönheit berauben würde. Eine grollende Männerstimme aber konstatierte, die

Im Kampf gegen einen starken Feind

Die in der letzten Nummer des Frauenblattes rückwärtsorientierte Tagung des Interkontinentalen Weltbundes der christlichen Abstinenz-Frauen hat neben 50 ausländischen Gästen ungefähr ebenso viele Schweizerinnen zur Mitarbeit veranlasst. Es darf gesagt werden, dass vor allem Zürich und seine Frauen durch ihren grossartigen organisatorischen Empfang, und die Referenzen mit ihren wertvollen Vorträgen, eine sehr fruchtbare Basis für den ganzen Kongress geschaffen haben. Die durch keine sprachliche Schwierigkeiten behinderten Diskussionen dürften im Zusammenhang mit den Referaten und den interessanten Exkursionsreisen nebst der vielen Dokumentationen den Gästen viel Wertvolles geboten haben, wozu noch der rein landwirtschaftliche Genuss bei schönem Wetter kam.

Aus dem reichen Programm der Referate werden wir nach und nach einige herausgreifen zu ausführlicher Berichterstattung, da sie meistens weit über das Prinzipielle unserer Bewegung in das rein Menschliche und alle Menschliche griffen; ob es sich um den hochinteressanten Vortrag von Dr. von Orzelli über die Schufffrage handelte, oder ob Herr Pfarrer Dr. Hans Bruppacher über Kirche und Alkohol sprach. Dass in Zürich den fremden Gästen vor allem die grossen Frauenwerke der Alkoholfreien Wirtschaften in Theorie und Praxis, der Volksdienst mit seinen Soldatenstuben in Wort, Bild und angewandter Kunst, nämlich Kochkunst, demonstriert wurden, versteht sich; dass auch die Migros als einzig derartiges Unternehmen ohne Alkoholvertrieb mit ihrer grosszügigen Organisation und dem Park im Grünen die Besucher «rasend» interessierte, ist selbstverständlich, wie auch der Besuch in der Versuchsanstalt Wädenswil gute Anregungen vermittelte.

Begrüsst wurde der Vortrag von Herrn Gemeinderat Zwicker über die grosse Aktion «Gesundes Volk» im letzten Herbst aufgenommen, die ja auch auf dem heimatischen Boden eine kaum zu erwartende Resonanz gefunden hat. Und da die Getränkefrage zu den wichtigsten der Bewegung gehört in der Alkoholkämpfung, boten der Vortrag von Frau Gertrud Freise aus Braunschweig und Frau Irma Rudolf, Zürich, interessante Hinweise. Die letztere hatte während der Aktion «Gesundes Volk» im Zürcher Kantonsrat eine alkoholfreie Bar, eingerichtet mit allen nur erdenklichen alkoholfreien Getränken und Apéritifs und Cocktails, die bei Professoren, Ärzten, Studenten und dem gesamten Pflege- und Dienstpersonal regestes Interesse und grossen Anklang fand. Sie zeigte damit einen neuen Weg auf, auf welchem wir arbeiten müssen.

Denn die Kämpfer gegen die eingerosteten und eingerotteten Trinksitten sollten nie vergessen, dass es sich dabei um uralte und deshalb sakrosankt gewordene Auffassungen und Sitten handelt und es darum gehen muss, diese auf eine gesunde und gefahrlose alkoholfreie Basis zu stellen. Denn den Leuten nur die Ohren voll blasen, Alkohol sei

schädlich, und ihnen nichts Besseres bieten zu können, macht nur einen Spektakel wie tönedes Erz und klingende Schellen, ohne dass etwas dabei herauskommt.

Die Diskussion zeichnete deutlich die Gefahren der Automation und die Flucht in Alkohol und Vergnügen auf; als Flucht aus dem oft nervenzermürbenden Alltag; dazu Nachaffung moderner Moden, wobei in gewissen Kreisen, laut Erfahrung von Aerzten und Hebammen, die Hausarbeit oft weniger fehlt als genügend Bettücher und Windeln; Erscheinungen, die überall zu treffen sind. Das gefährlichste daran ist, dass damit die Frauen, die Mütter der Kinder, von dieser Seuche im eigenen Heim ergriffen sind; wird es eine Gewohnheit, kann sie noch abgelegt werden; ist sie zur Sucht geworden, nicht ohne lange Beeinflussung unter ärztlicher Behandlung. Viele in Fabriken arbeitende Frauen verfallen dem Alkohol nur der Einkönigkeit ihrer Arbeit willen.

Eine Gefahr bildet auch die Dichtigkeit der Gaststätten, die in der Schweiz zum Beispiel 25 000 Betriebe mit nur 3200 ohne Alkohol betragen. Alle Landesvertrereiner betonen die Macht des Alkoholkapitals, wobei zu sagen ist, dass heute doch oft auch bei den Behörden eine Einsicht in die Gefährlichkeit der Zustände vorhanden ist (ausser wenn zum Beispiel gerade eine Biersteuer in Seldwyla aufgehoben werden sollte!).

Wenn man von Italien spricht, bemerkt man eine gewisse Neigung, zu verallgemeinern und glauben zu lassen, dass die italienische Frau, geduldig, arbeitsam und zärtlich, ganz ihrer Familie zugehen sei und deshalb am gesellschaftlichen, geistigen und politischen Leben ihres Landes nicht genügend tätigen Anteil nehme, dass sie sich nicht so viele Pflichten beizulegen wie die Frauen anderer Länder. Allerdings Fremde scheinen beispielsweise nicht zu wissen, dass eine ziemlich zahlreiche Gruppe von Frauen im italienischen Parlament vertreten ist, dass der Unterstaatssekretär des Erziehungs- und Bildungsdepartementes eine Frau ist, dass kürzlich ein Gesetzesentwurf für die Organisation einer weiblichen Polizei genehmigt wurde, dass Frauen wichtige Stellen in kaufmännischen und industriellen Unternehmen, in Redaktionen von Zeitungen und Zeitschriften innehaben, dass Frauen Museen, Bibliotheken und Schulen leiten und an Universitäten unterrichten.

Was vielleicht fehlt, ist — die Publizität; denn die Frauen arbeiten zwar tatkräftig, lieben es aber im allgemeinen nicht, dass zu viel von ihnen gesprochen werde.

Was die von Universitäten diplomierten Frauen anbetrifft, betrachten wir einmal des näheren die Statistiken von Turin, der Hauptstadt von Piemont, einer Stadt von ungefähr einer Million Einwohnern. Hier haben die Frauen, wie anderwärts beinahe überall, einen langen Weg zurückgelegt, bis sie die völlige Gleichberechtigung erreichten. Lassen wir die 25 000 Frauen ungezählt, die als Angestellte und Beamtinnen im Dienst des Staates oder der Gemeinde arbeiten, ebenso die ungefähr tausend Lehrerinnen an Primarschulen und dreihundert Professorinnen an Sekundar- und Mittelschulen. Wieviele auf der Universität ausgebildete Frauen üben freie Berufe aus, bieten mutig den Unsicherheiten, Schwierigkeiten und oft Gefahren von Berufen die Stirne, die früher ausschliesslich Männern vorbehalten waren?

Dazu einige ausschlussreiche Zahlen: der Arztstand zählt offiziell 200 Aerztinnen, der Stand der Ingenieurinnen zählt 18, derjenige der Architektinnen 31, der der Advokaten 15 Frauen; ihrer 14 sind Lizentiatinnen der Wirtschaftswissenschaften und Handelsfakultät und arbeiten in der Geschäftswelt, 35 als Chemikerinnen und 520 als Apothekerinnen. Im Ganzen sind es also 338 Frauen, die freie Berufe ausüben.

Prof. Borsarelli, die lebenswürdige Präsidentin der Aerztervereinigung, die erste Frau, die in Turin als Kinderärztin wirken durfte, sagte kürzlich zu einem meiner Berufsgenossen von der Presse: «Die Mehrzahl der Aerztinnen haben in den letzten zehn Jahren ihren Doktorhut erworben (15—20 jedes Jahr). Für Frauen ist es ohne Zweifel schwieriger als für die Männer, sich eine Stellung zu schaffen. Eine Frau kann nicht Gemeinderat werden, und fast nie kommt es vor — nicht einmal, wenn sie Titel

Für die aktuelle praktische Arbeit gegen Alkohol und Trinksitten brachte der Vortrag von Dr. L. Ä. P. P. P., vom Gerichtlich-medizinischen Institut der Universität Zürich, die wertvollsten Unterlagen, indem er nachwies, wie schon weit unter dem als gefährlich geltender Promille Gehalt an Alkohol im Blut, für den Motorisierten Reaktionsgefährdung besteht. Das Referat war in jeder Beziehung so aufschlussreich, dass noch ausführlich auf seinen Inhalt zurückzukommen nötig sein wird. Denn, wie die Präsidentin des Weltbundes in ihrem Abschiedswort ausführte, wird gerade der Verkehr, seine zunehmende Wichtigkeit, wie seine Geradung durch den Alkohol der nächsten Zeit die Arbeit aller Abstinenzbestimmten. Damit werden sie nicht nur dem Verkehr einen grossen «Sicherungsdienst» leisten, sondern auch zur Gesundung vieler Lebewesen in der Welt beitragen. Aus der Bereitschaft heraus, mitzuwirken an dieser grossen Aufgabe, fasste die Schlussversammlung folgende Resolution:

Die vom 13.—19. Juni in Zürich zu einer Konkontinentaleuropäischen Tagung versammelten Mitglieder des Weltbundes christlicher abstinenz-Frauen geben allen Frauen der ganzen Welt — unabhängig von ihrer sonstigen Einstellung zum Alkoholismus — zu bedenken: Der motorisierte Strassenverkehr sowohl als auch die Verkehrsunfälle unter Alkoholeinfluss nehmen ständig zu. Verantwortungsbewusste Frauen bieten darum Motorisierten keinen Alkohol an.

Möge das der Beitrag der Frauen zur Lösung einer schweren Aufgabe sein. E. L. S.

Eine interessante Statistik

und aussergewöhnliche Verdienste aufzuweisen hat — dass man ihr eine besonders verantwortungsvolle Stellung anvertraut. Mehrere Diplomierten, die nicht sogleich eine Anstellung finden können, besuchen weiterhin die Universität, um sich als Spezialistinnen auszubilden. Die Pädiatrie ist ihr gesuchtester Wirkungskreis, 50 Prozent der Aerztinnen widmen sich ihr. Eine Turinerin, Prof. Borrino, hatte während mehrerer Jahre den Lehrstuhl für Kinderheilkunde an der Universität Perugia inne. Die andern von Frauen bevorzugten Sondergebiete sind: Hygiene, Mikrobiologie (eine Frau unterrichtet Mikrobiologie an unserer Universität), Neurologie, Psychiatrie, Augenheilkunde, Dermatologie (hierfür ist ebenfalls eine Frau mit Vorlesungen an der Universität beauftragt), Radiologie und Zahnheilkunde.

Der Ingenieurberuf scheint einer von denen zu sein, wo sich die Frau am schwierigsten durchzusetzen vermag. In Turin sind es jährlich eine oder zwei, höchstens fünf, die an dieser Fakultät doktorieren. Es scheint, dass einstellen noch keine von diesen ein Büro oder Unternehmen unter ihrem Namen führt. Ein Drittel dieser Diplomierten arbeitet in irgendwelchen Unternehmen, die andern sind Universitätsassistentinnen oder widmen sich dem Unterricht. Unter den Frauen, die einen freien Beruf ausüben, sind die Ingenieurinnen, wie es schliesslich am meisten Hindernissen. Ein Blick auf den Jahresbericht des Polytechnikums von Turin zeigt zum Beispiel, dass 1955 eine einzige Frau zum Doktor promoviert wurde, die sich kühn für Aeronautik spezialisiert hatte. Im allgemeinen ziehen die Ingenieurinnen unter den Fortbildungskursen die Elektrotechnik vor. 1956 belegten drei einen erst vor kurzem geschaffenen Kurs über Kernphysik.

Gerade vor einigen Wochen gewann eine junge Architektin einen wichtigen Wettbewerb für ein öffentliches Bauwerk. Fast alle 31 Architektinnen der Stadt sind seit 1945 eingeschriebene Mitglieder des Architektenverbandes. Jedes Jahr schreiben sich auf Unterrichtsbeginn 30—35 neue Studentinnen ein, und jedes Jahr schliessen 5—10 mit dem Dokortoramen ab. Manche üben ihren Beruf in irgend einem Unternehmen aus, andere werden Universitätsassistentinnen, und die übrigen arbeiten während einer gewissen Zeit als Angestellte, bis sie zu Mitarbeiterinnen aufsteigen. Nach einigen Lehrjahren setzen sich manche durch und verdienen gut. Am raschesten gelangen immerhin diejenigen Architektinnen zu wirtschaftlichen Erfolgen, die sich der Innenarchitektur und -ausstattung zuwenden, denn die Befähigung der Frau auf diesen Gebieten wird leicht anerkannt, und die Kundschaft vertraut sich ihr gerne an.

An der juristischen Fakultät schreiben sich jedes Jahr 150 bis 160 Studentinnen ein, ungefähr 10 Prozent mit dem Dokortoramen. Fünfzehn Advokaten sind Mitglieder des Juristenverbandes und plädieren vor Gericht. Unter den juristischen Lizentiatinnen hat es viele, die sich in Büros grosser Un-

ternehmen mit den rechtlichen Fragen beschäftigen. Die andern arbeiten gemeinsam mit ihrem Vater, ihren Brüdern oder einem Kollegen. Nur zwei führen eine Anwaltschaft unter eigenem Namen und auf eigene Rechnung.

«Zu Beginn ist die Ausübung des Berufes sehr schwierig», erklärte eine von ihnen, «sei es wegen des gewissen Misstrauens von seiten der Kundschaft, sei es wegen der Vorurteile, die Geschäftsunternehmen, Banken, grosse Geschäfte und grosse Firmen verhindern, unsere Dienste in Anspruch zu nehmen. Dann, nach und nach, beinahe unmerklich, wächst das Vertrauen allmählich, und man feststellt, dass wir unsern Beruf mit Leidenschaft und Geschick ausüben. Es braucht jedoch mindestens fünf oder sechs Jahre harter Arbeit, bevor es gelingt, einen dauernden Gewinn zu erzielen, der ein sorgenfreies Leben ermöglicht.»

Von den 100 bis 110 Frauen, welche sich jedes Jahr an der Wirtschaftswissenschaften- und Handelsfakultät einschreiben, erlangen nur zehn oder zwölf die Doktorwürde. Die Mehrzahl dieser Diplomierten finden einen Platz in Unternehmungen, wo ihr Studienfeld geschätzt wird. Einige widmen sich dem freien Beruf, die meisten jedoch dem Unterricht. Eine einzige hat ihr eigenes Büro, Dr. Malibé, Präsidentin des Soroptimist Club von Turin. «Dies ist ein Beruf», sagt sie, «der mir ganz besonders der weiblichen Wesensart gemäss zu sein scheint, wie auch derjenige des Notars. Haben wir doch Jahrhunderte von Haushalt- und Marktrechnungen, von schwierig auszuführenden Budgets über sorgfältig in Schranken aufgeschichtete Leitlinien auf dem Rücken. Genauigkeit und Ehrgefühl sind wichtig die beruflichen Merkmale, die uns am meisten auszeichnen.»

Am zahlreichsten sind die Apothekerinnen. Jedes Jahr verlassen ungefähr achtzig die Universität von Turin. Die Mehrzahl sind in Apotheken und in Fabriken chemischer und pharmazeutischer Produkte beschäftigt. Mehrere Lizentiatinnen der Chemie sind in grossen Turiner Unternehmen angestellt, wo sie gut arbeiten und sich im allgemeinen ohne grosse Schwierigkeiten behaupten.

In Turin tragen zwei Frauen die Toga des akademischen Lehrkörpers, nämlich zwei ausserordentliche Professorinnen dieser Universität, Dr. Anna Maria Di Giorgio, Professorin für Physik, und Dr. Anna Maria Brio, Dozentin für Kunstgeschichte.

An beinahe allen italienischen Universitäten haben Frauen Lehraufträge oder ausserordentliche Professuren, und manche sind gar Dekane, wie beispielsweise Prof. Lydia Monti am Chemischen Institut von Siena.

Gericht und Diplomatie haben für den Augenblick den Frauen die Türen noch kaum geöffnet; aber alles gelingt dem, der zu warten und... ernsthaft zu arbeiten weiss.

Prof. Dr. Maria A. Loschi, Rom, Vizepräsidentin des Verbandes italienischer Akademikerinnen (F. I. L. D. I. S.)

(Aus dem Französischen übersetzt von KM)

Zuschriften an das Frauenblatt

Die Eisenbürgerin Sch. K. äussert in Nr. 22 unseres Frauenblattes ihr Bedauern darüber, dass der SGF an der Jahresversammlung in Romanshorn den Beschluss fasste, sich keiner eidgenössischen Aktionsgemeinschaft für die Botschaft des Bundesrates über die Einführung des Frauenstimmrechtes anzuschliessen. Auch wir sind durch Herkommen mit dem idealen des SGF verbunden, was uns aber keineswegs hindert, Mitglied eines Schweizerischen Verbandes für das Frauenstimmrecht zu sein, um dadurch Einblick in die Diplomatie beider Verbände zu gewinnen. «Die neutrale Haltung des Gesamtvereins sei nicht identisch mit einer Stellungnahme gegen das Stimm- und Wahrecht, dies sei eine berechtigte Diplomatie des Zentralvorstandes», äusserte sich die Vorsitzende. Es ist ganz falsch, anzunehmen, dass die Vorstände des SGF das Stimmrecht nicht für die Frauen im Prinzip ablehnen. Aber sie suchen sich durch Hintertüren einzuschleichen, und ist es dann so weit, so rufen sie «Bin schon da», wie im Märchen vom Hasen und vom Igel; denn wer hätte schon etwas dagegen, wenn da und dort so nach und nach die Frauen in die Schul-, Kirchen- und Armenbehörden vordringen? Auf diesem Wege hoffen sie landauf, landab ihre Machtposition halten zu können, wie es ja der Männerstand schon längst praktiziert; auf diese Weise stossen sie auch die Männer nicht vor den Kopf. Das ist ihre wahre Diplomatie. Einer solchen gegenüber ist die unserige viel zu brav und zu naiv, die wir meinen, nach jahrelangen Bemühungen immer noch und immer wieder den schmalen Weg des Gesetzes, des Rechtes beschreiten zu müssen, wo wir daneben jeden Tag Konstitutionen können, wie Dutzende von sogenannten Gleichheitsrechten längst umgeben, angefasst, übertreten und ignoriert werden, dort wo sie dem Männerstaate Vorteile bringen. Selma

trug ein braunes Gewand und auf dem Kopf eine rote Mütze, die sich baumelnd bewegte. . . . «Es kommt näher, o es kommt näher!» wimmerte Fritzi, «was sollen wir nur machen!»

Wunderlicherweise dachte keines aus Davonlaufen. Wie festgebunden standen wir auf der Bank und starrten auf das Pfüderli. Es hielt das Gesicht gesenkt, genau wie Selmelis Gotte-Bäsi es beschrieben hatte, und es schien irgendwas am Boden zu suchen. Dann plötzlich streckte es den Arm aus, und wir hörten ein klatschendes Geräusch.

Mit einem Sprung waren wir von der Bank herunter, aber auch jetzt dachte keines an Flucht. Unser einziger Gedanke war: Hilfe! Hilfe! Und plötzlich kam mir der rettende Einfall. . . . Hatte der Sigrist nicht mehr als einmal erzählt, dass man, wenn dem Dorf irgendeine Gefahr drohe, die Glocken läute? . . . Kurz entschlossen ergriff ich das Seil, das just vor meinen Augen niederhing, und Fritzi hing sich blitzschnell an ans Seil, und wir, die wir uns dem Gimmel, das nun anhub, entsprach ganz und gar unserm geängsteten Seelenzustand.

Was aber mochten die Dörfler und was der alte Sigrist denken? Der schnaute eben den Hügel herauf, als unser Glockenspiel einsetzte, das ihm, wie er später dem Grossnekel erzählte, ein teuflischer Spuk zu sein schien. Als er das Glockenklammern erreicht hatte, riss er uns die Seile aus den Händen, und seinem Blick nach hätte er sie uns auch im Hüben um die Ohren geschlagen. Wir starrten den sonst so liebreichen Alten entsetzt an und stotterten: «Das Pfüderli! Es — es ist in der Kirche!»

Der Sigrist bedurfte keiner Bank, um durchs Fensterchen schauen zu können. Er schickte seine Blicke hierhin und dorthin, und mit einemmal fing er an zu lachen, zuerst leise und glucksend, dann

Teestunde

Etwas vom Besten, was Sie einem lieben Besuch vorsetzen können, ist eine herrliche STALDEN CREME. Auch Ihre Familie wird sie als Dessert oder zum Sonntagstee sehr schätzen. STALDEN CREMEN werden Sie und Ihre Gäste begeistern!



Malerin habe sich sozusagen ausserhalb des Kreises gestellt, denn sie als einzige habe keinen Beitrag zum angeschlagenen Thema geliefert. War es Unglaube geschehen, oder sollte ihr tatsächlich noch etwas zu Ohren gekommen sein, das mit den gewöhnlichen fünf Sinnen nicht zu erklären war?

Aller Augen wandten sich der Gastgeberin zu, die gelassen in die Runde blickt und dabei mit ihrer dunklen, wohlklingenden Stimme sagt: «Ich will gerne noch einen Beitrag liefern. Dass ich bisher geschwiegen, geschah nur aus Bescheidenheit. Denn ich kann euren grossartigen Geistern, die durch verschlossene Türen gehen oder aus Grünten steigen, gar nichts Ebenbürtiges an die Seite stellen. Ich weiss nur von einem harmlosen Geistlein zu berichten, und höchstens der Umstand, dass es einen Namen hat, verleiht ihm einen gewissen Nimbus den bisher vorgestellten Erscheinungen gegenüber. Wollt ihr dies Geistlein, Pfüderli mit Namen, kennen lernen oder nicht?»

Natürlich wollten sie es kennen lernen, das Geistlein mit dem dröhligen Namen. War es übrigens ihr selbst erschienen, oder würde sie, wie ja die meisten des kleinen Geistes getan, vom Erleben an anderer berichten?

«Die Antwort auf diese Frage könnt ihr euch selbst geben, wenn ich meine Geschichte beendet habe. Fürs erste sollt ihr erfahren, dass das Pfüderli im Pfarrhaus eines Grossnefels hauste und dort, wie der alte Mann zu erzählen pflegte, das Amt eines Hausgeistes ältester Art ausübte. Es trieb keinerlei Pössen, die die Hausbewohner in Schrecken versetzen; da war kein Klopfen und kein Stöhnen zu vernehmen, und niemals trat es in Erscheinung. In aller Heimlichkeit durchwob es das Haus mit guten und hilfreichen Gedanken und

schlug Brücken des Vertrauens zwischen dem Pfarrhaus und all den Häusern ringsum im Dorf.

Ich pflegte den Worten des Grossnefels wohl ehrerbietig zu lauschen, denn das war mir vor jedem Besuch eingeschärft worden, aber so ganz geheuer war mir die Sache mit dem Pfüderli keineswegs. Denn das Nachbarkind, das Semeli, hatte mir erzählt, dass seine Gotte-Bäsi das Pfüderli zu dreien Malen gesehen habe. Das eine Mal war sie ihm auf der Kellertreppe begegnet, das zweite Mal im Waschlau; beim dritten Mal aber hatte das Pfüderli mit baumelnden Beinlein auf der Schaukel im Schopf gegessen. . . . Wie? Es ausgesehen habe? Nun, ich stellte dem Semeli dieselbe Frage, und es beschrieb das Pfüderli als kleines, kleines Männchen in Wams und Kniehose; auf dem Kopf trage es eine rote Zipfmütze, die ihm über den Rücken baumelte; das Gesicht habe die Gotte-Bäsi nicht richtig sehen können, da das Pfüderli es bei jeder Begegnung rasch gesenkt habe.

Ehe ich in die Schule eintrat, schickte man mich für ein paar Wochen in des Grossnefels Pfarrhaus. Zur selben Zeit war ein gleichaltriges Enkelkind der Verwandten, der Fritz, zu Gast, und wir freudeten uns rasch und gut an, führen mit den Bauern auf das Feld, hüteten Gänse und Geissen, und beinahe jeden Abend stiegen wir mit dem alten Sigrist zum Kirchlein hinauf, um die Betgelocke zu läuten. Das heisst, wir durften nur zusehen, wie er die beiden Seile ergriff, die im Turmkammerlein durch zwei Löcher in der Decke herunterhingen. Es zuckte mir jeweils in allen Fingern, auch einmal ein Seil zu ergreifen, und dem Fritz ging es wohl gleich, denn seine Blicke wanderten gar sehnsüchtig dem Seil entlang bis zur Decke und blieben schliesslich geradezu liehend auf des Sigrist's Gesicht haften. Aber wir durften nur immer zusehen, ja, und auch

mitheten, das durften wir, denn das Beten dauerte sich ein Vaterunser lang.

Eines Abends nun stiegen Fritzi und ich ohne den Sigrist zur Kirche hinauf. Wir glaubten, da wir uns auf einem Waldweg verspätet hatten, ihn schon oben vorzufinden. Aber das Turmkammerchen war leer, und so setzten wir uns auf die kleine Bank des Sigrist's und verschauten fürs erste, denn wir hatten den Stufenweg des Hügels laufend genommen.

Nach einer Weile blieben meine unehrsparzierenden Augen am Fensterchen haften, das in die Kirche schaute, und es kam mir der Gedanke, das Kirchenfenster einmal von hier aus zu besichtigen. Fritzi war sofort einverstanden, und gemeinsam schoben wir die Bank unter das Fensterchen und stellten uns darauf. Der Kirchenraum war uns von der Sonntagsschule her wohlvertraut; aber sonderbarer Weise wirkte er hier, durch die ein wenig trüben Scheiben geschoben, völlig fremd. Dämmerung kroch aus den Winkeln, die leeren Bankreihen starrten steif und irgendwie drohend, und die Flügel des Heiligen Geistes über der Kanzel schimmerten nicht weiss-silbern wie im Morgenlicht des Sonntags — es war eine traurig-graue Taube, und sie schwebte nicht, sondern hing angeleimt am Kanzeldach. Mein Unbehagen wuchs von Minute zu Minute, und ich wollte eben sagen: Komm, wir steigen wieder herunter! — da kam Fritzi am Arm packte und mit kaum hörbarer Stimme flüsterte: «Da — dort — dort am Boden! Es ist — es ist das Pfüderli!»

Sein zitternder Finger wies nach der Hintertür, und wahrhaftig, nun sah ich auch, dass sich dort, nahe dem Boden, etwas bewegte. . . . Wie hatte doch Semeli gesagt? Ein kleines, kleines Männchen, braun gekleidet, mit einer roten Zipfmütze. . . . Es stimmte, es stimmte auf Tüpfelchen, denn die kleine Gestalt, die sich dort im Dämmer bewegte,



SAFFA 1958

Die Spenden flossen

Wir danken für die erfreulich vielen Spenden unzähliger Frauengruppen, wie sie uns besonders aus den Kantonen Bern und Baselland gemeldet werden. Wie sehr der Gedanke an die SAFFA 1958 gefasst hat und die Frauenvereine zur intensiven Mitarbeit begeistert, beweist die Tatsache, dass recht oft diese Beträge Opfer und Verzicht erheischen. Um so herzlicher werden sie verdankt. Einzelpersonen beteiligen sich mit Beträgen von 20 Franken bis bemerkenswert weit in die Tausende hinauf und geben so von ihrem Wohlwollen der Unternehmung gegenüber sichbaren Beweis. Auch die Industrie mit grösseren und kleineren Betrieben, Gross- und Kleinbanken sowie Versicherungsunternehmen sagten ihre Mithilfe in schönen Beträgen zu. — Im übrigen ist eine originelle Finanzierungsaktion seitens der führenden Modehäuser geplant, über die wir in Bälde Näheres berichten werden. Ermunternd ist auch die Tatsache, dass sich grössere Firmen am Bau ganzer Häuser zu beteiligen gedanken. Interessante Projekte dieser Art befinden sich jedenfalls augenblicklich im Stadium der Ueberprüfung und des baldigen Abchlusses.

Hörspielwettbewerb für Bernomüser

Zu diesem Wettbewerb sind der SAFFA 1958 aus drei deutschsprachigen und rätoromanischen Schweiz 44 Entwürfe eingereicht worden. Die von der Leitung der SAFFA und von der Schweiz. Rundfunkgesellschaft eingesetzte Jury hat 7 dieser Arbeiten, unter denen auch die rätoromanische Sprache vertreten ist, zur weiteren Ausarbeitung ausgewählt. Die fertigen Hörspiele, die bis zum 31. Dezember 1957 vorliegen müssen, nehmen dann an der endgültigen Ausscheidung für die Prämierung teil.

Bekanntnisse zweier Schriftstellerinnen

Welche Schriftsteller fühlen sich nicht dazu berufen, mitten in unsere Geissensnirnen hineinzuwachen. Denken wir nur an Jeremias Gotthelf oder auch an Franz Fassbind, der z. B. in seinem Roman «Der Mann» gleichsam mit Seziermesser und Sonde unserer Gesellschaftskörper nach aussätzigen Stellen durchsucht und sich nicht scheut, den Befund schonungslos mitzuteilen. Wenn dieser Roman als «ein erfreuliches Bekanntnis» eines jungen Schweizer Schriftstellers besonders wird, so haben jüngst zwei Schriftstellerinnen mit ihren geäußerten Erlebnissen und Erfahrungen in ihren Romanen «Der Mann» und «Der Mann» gleichsam mit Seziermesser und Sonde unserer Gesellschaftskörper nach aussätzigen Stellen durchsucht und sich nicht scheut, den Befund schonungslos mitzuteilen. Wenn dieser Roman als «ein erfreuliches Bekanntnis» eines jungen Schweizer Schriftstellers besonders wird, so haben jüngst zwei Schriftstellerinnen mit ihren geäußerten Erlebnissen und Erfahrungen in ihren Romanen «Der Mann» und «Der Mann» gleichsam mit Seziermesser und Sonde unserer Gesellschaftskörper nach aussätzigen Stellen durchsucht und sich nicht scheut, den Befund schonungslos mitzuteilen.

Im September 1956 erschien von Grace Metalious der Roman «Payton Place», der in ihrer amerikanischen Heimatstadt Gilmanton wie eine Bombe einschlug. Trotzdem schon nach dem ersten Wachen des Erscheinens 100 000 Exemplare verkauft waren, sie wöchentlich 5000 Dollar verdiente und für die Filmrechte 45 000 erhielt, wich das Glück aus ihrem Haus. Ihr Mann, Schulrektor, verlor plötzlich seine Stellung und ebenso plötzlich mieden die Gespielen ihre Kinder, und die 32jährige Grace klagte, dass sie in ihrer Stadt wie ein Paris sei, und so behandelt würde, als ob sie Aussätzige hätte. Ihre beste Freundin besuchte sie, warf ihr das Buch mit den empörten Worten vor die Füße: «Wir waren eine kleine saubere Stadt, und was hast Du daraus gemacht?». Trotzdem niemand sich mit einer Romanfigur identifizieren kann, hält jeder «Payton Place» für Gilmanton. Niemand glaubt der Autorin, dass der Inhalt ihres Buches Phantasie sei. Durch diese Opposition nur gestärkt, schreibt Grace jetzt den zweiten Roman «Der Stehkragen», dessen Held ein Lehrer ist.

Und in Deutschland? Da erschien im November 1955 der Roman «In Sachen Metzger» von Ursula Riitt aus Bad Homburg, die das Wirken einer von Interessengruppen beherrschten Bürokratie geißelt. Sofort traten Bad Homburger auf den Plan, vor allem Behördenmitglieder, die sich in den Romanfiguren wiedererkennen glaubten, und vom Bürgermeister veranlasst, wurde der Roman sogar beschlagnahmt. Im August 1956 wurde diese Beschlag-

immer lauter und vernünftiger. Und schon dies Lachen bedeutete für uns Hilfesuchenden Befreiung von der Angst. . . Wer so lachen konnte, wurde auch mit einem Pfüderli fertig. Denn dass es vorhanden war, dort im Schatten der Hinterdör, stand uns immer noch fest, und wir teilten dies dem Sigrist erneut in eifrigem Plüsterertum mit.

Da stellte er uns auf die Bank und sagte: «Ihr habt ganz recht, es bewegt sich dort etwas auf dem Boden. Aber es ist kein Pfüderli. Es ist die alte Barbara Studer, die dort auf den Knien liegt und den Boden aufwäscht. Genau wie das Pfüderli ist sie ein braunes Röcklein, und die rote Zipfelmütze ist ihr Kopfputz, das sie stumm umhertreibt, wenn sie in die kalte Kirche putzen geht. Sodell, jetzt wisst ihr Bescheid und braucht nicht mehr Sturm zu blühen. In zwei Minuten aber läute ich das Vaterunser, und ihr könnt mitbeten.»

Wir verspürten jedoch keine Neigung mitzubeten. Trotz aller Aufklärung sass uns noch der Schreck in den Gliedern, und es zog uns hinunter in die friedliche Wohnstube des Pfarrhauses, wo Grosstante strickend sass und Grossknecht das Abendbrot las. Ja, und nun glaubt ihr über mich und meine Geistesgeschichte, die keine sei, herfallen zu dürfen. . . Aber ich bin noch nicht am Ende.

Aderntags in der Frühe kam ein Bauer von einem abseits gelegenen Hof, von dem Tod seiner alten Schwiegermutter zu melden. Nachdem die Formalitäten erledigt waren — wir Kinder waren natürlich nicht dabei und haben von der Unterredung erst Jahre später erfahren — ja, er sagte, er habe dem Herrn Pfarrer nun noch von etwas Merkwürdigem zu berichten. Er und die Seinen hätten alle ums Bett der Mutter gesessen und gestanden, als es aufs Letzt zuzuging. Die Mutter habe ruhig dagelegen, aber in ihrem Gesicht sei ein Ausdruck gewesen, als warte

nahme wieder aufgehoben, da der zeitkritische Roman als Phantasieprodukt angesehen wurde. Nun hat neuerdings der Frankfurter Oberstaatsanwalt Anklage wegen Verleumdung erhoben, wobei der Homburger Bürgermeister als Nebenkläger zugelassen ist. Denn der Staatsanwalt sieht viele Uebereinstimmungsmerkmale der Romanfiguren mit Behördenmitgliedern und des Helden des Romans mit Ursula Riitts Ehemann, der früher Leiter der Bad Homburger Kriminalpolizei war.

Von Franz Fassbind heisst es, dass er die gegenwärtige Aufgabe des Schriftstellers sieht und seinen Teil Verantwortung übernimmt. Treten die beiden Schriftstellerinnen nicht in seine Fussstapfen? D. v. S.

Eine afrikanische Sagan

Heute scheinen in der Literatur die Zwanzigjährigen zu behaupten. Die erste nordafrikanische Dichterin, die es gibt, steht ebenfalls in diesem hoffnungsvollen Alter: Assia Djerbar, deren Erstlingsroman «La Soif» soeben in Paris erschienen ist. — Sie selbst ist in Nordafrika gross geworden und ist streng muselmanisch erzogen. Sie studiert in Paris Literaturgeschichte und will ihr Examen

Internationales Zonta-Treffen 1957 in Paris

An den verflochtenen Pfingsttagen hat in Paris zwar nicht ein riesiger Frauenkongress, wohl aber ein Treffen von 170 Mitgliedern des Internationalen Zonta-Klubs sich zugetragen, die aus 11 verschiedenen Ländern stammten und die ernstlich und wohl vorbereitete weitere Entwicklung ihrer Arbeit besprochen haben. Seit dem Jahre 1921, da in Buffalo (USA) der erste Frauenklub dieses Namens gegründet worden ist, haben die Serviceklubs der Frauen, zu denen auch der Zontaklub gehört, eine sehr grosse Entwicklung erfahren. Zwar ist diese Entwicklung in Europa, wo sich schon vor dem zweiten Weltkrieg Klubs in Wien, Hamburg und London gebildet hatten, durch das Hitlertum vernichtet oder gestört worden. Heute aber ist der Wunsch nach innigerem Zusammenschluss der Frauen über die Grenzen hinweg sehr gere geworden. Und diesem Wunsche wollte das Frühlingstreffen der Zontians in Paris auch dienen. Die Leitung der Zusammenkunft in Paris lag in den Händen der Zentralpräsidentin von Zonta-International, Mrs. Conlon, New Jersey (USA), die lokale Organisation hat mit Charme und Liebenswürdigkeit Madame de la Chaise, die Präsidentin des Pariser Zontaklubs, besorgt. Der Hauptzweck des Treffens aber entsprang der Einsicht, dass infolge der besonderen Verhältnisse Europas die Schaffung eines mitteleuropäischen Zentrums der Zontaklubs nötig ist. Im Norden haben sich die Klubs Schwedens, Norwegens, Dänemarks, Finnlands und Islands bereits irgendwie organisiert, worüber in Paris von den beiden Schwedinnen Mrs. Eva Kihlbohm und Mrs. Eva Bjöck-von Bahr eingehend berichtet wurde. Das Projekt für die Schaffung eines mitteleuropäischen Zentrums ist von Fräulein M. L. Wild, Bern, ausgearbeitet und dem Treffen vorgelegt worden. Es wurde mit Akklamation von der Versammlung angenommen.

Es sei hier beigefügt, dass Paris auch heute als Kongressstadt sich ganz und voll bewährt hat. Die ansehnliche Delegation von Schweizerinnen vor von dem Gesehenen und Gehörten begeistert. Heute befinden sich 29 Amerikanerinnen und Kanadierinnen noch auf einer Reise durch Nord- und Süd-Europa. Sie haben Bern bereits passiert, und ihr frohes Kommen und ihre ruhige Sicherheit haben uns beeindruckt und lassen uns hoffen, dass unser gegenseitiges Verständnis sich immer mehr und mehr entwickeln und vertiefen wird. A.L.G.

Frauen von morgen

Ueber 1600 «Bienni» nämlich — wanderten am Sonntagmorgen durch die Strassen der Bundesstadt, begleitet von ihren älteren Schwestern, den blauen Pfadfinderinnen, welche liebliches Bild in den alten, fahngeschmückten Gassen! Da die jüngste der Pfadfinderinnengruppen nicht am grossen Geburtstagslager in Goms dabei sein kann, wurde für sie dieses «erste schweizerische Biennitreffen» organisiert. In der grossen Festhalle im Wanddorf kam man zusammen, wo

sie auf etwas, nicht ungeduldig, nein, das nicht; es war eher, als sei sie betüddelt, weil das, worauf sie wartete, nicht eintrat. Dann, ganz plötzlich habe man ein Glockenläuten gehört, kein schönes, nein, wahrhaftig nicht. Sie hätten sich alle kopfschüttelnd angeschaut. Aber in der Mutter Ohren müsse das Gebimmel einen ganz andern Klang gehabt haben. Ihre Augen hätten aufgeglänzt, hätten sich langsam geschlossen, und dann sei nur noch ein sanftes Ausatmen zu hören gewesen.

Ihr seht, meine kleine Geschichte klingt doch noch ein bisschen geheimnisvoll aus. Nicht grossartig; aber es rührt uns doch ein kühles Lüftchen an aus dem Reich des Unerklärbaren, und was das Hübscheste ist: es schwebt ein kleines Lächeln darüber.

Der neuen Zeit ein neues Recht

Ist die Stellung der Frau in unserem Familienrecht revisionsbedürftig?

Der Roman ist gut ausgegangen: sie hat ihn, er hat sie bekommen. Bücher werden oft mit dieser erfreulichen Mitteilung. Wir aber wissen: Im Leben ist damit kein Ende erreicht; in Wirklichkeit fängt ein Glockenläuten und erst recht mit der Heirat für die allermeisten Frauen und Männer ein neues Leben an, mit neuen Aufgaben, neuen Schwierigkeiten und neuen schönen Zeiten, und auch — was vielen zu wenig bewusst wird — mit der Wirksamkeit neuer gesetzlicher Bestimmungen. Solange in einer Ehe alles gut geht, braucht man sich allerdings kaum um diese Gesetze zu kümmern. Sobald aber Meinungsverschiedenheiten entstehen, ist es für beide Partner wichtig, zu wissen, was für Rechte und Pflichten jedem zukommen. Die Unkenntnis über den Inhalt der gesetzlichen Bestim-

machen. — Sie hat die Probleme selbst erlebt, die sich aus der Stellung einer Mohammedanerin ergeben, wenn sie sich zwischen die westliche und orientalische Kultur eingeschlossen sieht. Diese Probleme behandelt sie auch in ihrem Buch, das aber keine Autobiographie ist. — Assia Djerbar ist gross, mit einem etwas nachdenklichen Gesicht und hellbraunen Augen. Selbstverständlich besitzt sie den Optimismus, den eine Zwanzigjährige hat. — Sie schrieb dieses Buch nicht mit der Absicht, es zu veröffentlichen. Ihr Verlobter entdeckte es, sandte es heimlich an einen Verleger in Paris, der es akzeptierte. Sie hat nur einen Monat zur Niederschrift ihres Romans gebraucht. — Assia Djerbar gehört zu jenen, die sich für die Emanzipation der arabischen Frauen einsetzen, da sie der Ansicht ist, dass gerade durch die Frauen sehr viel auf sozialem Gebiet in den muslimischen Ländern zu erreichen wäre. Daher will sie, nachdem sie sich verheiratet hat, viel reisen, um in anderen arabischen Ländern die Lebensverhältnisse kennenzulernen. Sie beabsichtigt weiter, sich aktiv für die fortschrittliche Erziehung der Frauen einzusetzen, die aber ihrer Ansicht nach so sein muss, dass sie ihre frauliche Würde nicht verlieren. tz

nach den Festgottesdiensten in beiden Konfessionen und beiden Sprachen eine schlichte Jubiläumssfeier zum 100. Geburtstag Lord Baden Powells stattfand. Er war welsches, ein deutschschweizer und ein Tessiner Bienni sagten vor den vielen Leuten, dass sie «freudig helfen» wollen; man sang zusammen und nach dem lustigen Picknick der Kinder, wo eine besondere Berner Equipe peinlich genau jeden Papierschnitzel zusammenfasste, führten die Genfer Bienni oder PA (Petites Ailes) eine höchst originelle Pantomime auf, von der man nur bedauerte, dass sie so schnell vorbeiging. Valérie Knüsel und Robert Privat haben einige Szenen aus dem Leben «BiePies» (lies: Baden Powell) herausgegriffen und sie mit einfachen, aber überraschenden Requisiten dargestellt, zum Beispiel ein Eisenbahnzug, der sich je darnach in ein Schulzimmer, einen Schiessstand, eine Fabrik verwandelt, ein verdurstendes und dann getränktes Kamel in der Wüste und noch viele Einzelheiten, die man zu leicht übersah. Zum Schluss holte «er» die Kinder der ganzen Welt von der öden Fabrikarbeit weg zu gemeinsamem frohem Tun im farbigem Reigen. — Und dann begann der grosse Umzug, währlich keine kleine Arbeit für die vielen kleinen Füße! Die Knabenmusik Thun, die bekannten Neuenburger «Armourins» hatten es sich unter anderem nicht nehmen lassen, ihre Bienni anzuführen. Vor dem Hauptquartier an der Kramgasse stand nicht nur die neue Bundesführerin, Frau Berle Bugnion-Secretan (Genf), auch die Führerinnen der ersten Jahre, Fr. Ida v. Herrenschwand (Bern), Fr. Th. Ernst (Lausanne) u. a. waren da und freuten sich über den Aufmarsch. Als Erinnerung durfte jedes Bienni ein Kravattenring mit der Gomsler Lagersonne und den Buchstaben B. P. heimnehmen. Und hoffentlich manche frohe Erinnerung dazu, den nicht zu verlöschenden Eindruck von einer weltumspannenden Organisation von Mädchen und Frauen, die dem Frieden dienen möchten. D.V.

Parkfest im Rietergut, Zürich

Das Parkfest im Rietergut, Zürich, zu dessen Besuch wir aufgerufen hatten und dessen Erlös der Aeuftung des Gründungsfonds der ersten Schweizerischen Schule für Beschäftigungstherapie dienen wird, war von schönstem Wetter begünstigt und ist zur Zufriedenheit der Durchführenden ausgefallen. Bunte Wimpel, weisse und gelbe Ballons in malerischer Anordnung, am Abend Lampions . . . gaben dem in sommerlicher Schönheit prägnanten Park ein festliches Gepräge. Viel junges Volk (Pfadfinder und Pfadfinderinnen, Kunstgewerbeschüler, Absolventinnen des Kindergärtnerinnenseminars usw.) trug mit zum Gelingen des frohen Festes bei, da neben aller Art «antiquarisch» zu erwerbenden oder in amerikanischer Steigerung zu erringender Gegenstände an manchen Ständen auch Hausgebackenes und Tranksame erstanden werden konnte. Trefflich mundete der Zabig unter freiem Himmel. Der Duft auf dem Rost gebratener Würste lockte manchen Festbesucher zum Kauf. — Spiele wurden gespielt. Ein Marionettentheater gab es auch, und es wurde getanzt. Eine Lampions-

Die Frau in der Kunst

Janet Goldfarb, die gegenwärtig in Nürnberg die «Anne Frank» spielt, wird in ihrer Heimatstadt Zürich in einer Wohltätigkeitsveranstaltung im Schauspielhaus ebenfalls in dieser Rolle des «Tagebuch» gastieren. — Im Winterthurer Sommertheater-Ensemble werden Elfie Haas (die das «Tagebuch der Anne Frank» spielt), Melanie Münzer, Alice Thomas (früher Stadttheater Basel, jetzt Biel/Solothurn) und Annelise Witschi (Biel/Solothurn) mitwirken sowie als Gäste Marianne Kober und Valerie Steinmann (Zürcher Schauspielhaus). Im Programm finden wir auch «Die liebe Familie» von Felicity Douglas, welche in ihrem Stück ihre eigenen Schwierigkeiten, im Familienleben künstlerisch tätig zu sein, schildert.

Die 98. Ausstellung Maria Benedettis in ihrem Kunststübchen-Restaurant Küsnacht ZH vereinigt den Spanienfahrer Alfredo Wälter mit sehr klar wirkenden, hellzart wirkenden Bildern seiner bevorzugten Landschaft, den in Uster lebenden Franz Bucher, dessen Blumen wie Stimmungen, etwa eines «Winter in Namur», irisierende Farbpresionen und mit eindrucksvoller Fasslichkeit verbunden, und den Küsnachter Hansruedi Brügger, beinahe eine Entdeckung der Benedetti, bei der er nicht zum erstenmal zu sehen ist. Seine aus dichterischem Empfinden gestatteten Gegenstände wie das weiss-blau zarte «Pfäffikon» SZ oder die stärker betonte «Kiesgrube bei Spreitenbach» seien besonders erühnd.

Die Quartierausstellung «Engerer Künstler zeigen Bilder», die im Kirchgemeindehaus Eng, Zürich, bis zum 28. Juni geöffnet bleibt, verdient alle Beachtung, vom Künstlerischen wie vom Städtischen-Kulturellen her, vornehmlich sie doch die Bewohner eines bestimmten Kreises mit dessen malerisch Begabten — wie Stadtpräsident Landolt dies versinnbildlichte, der als Stadtoberhaupt wie als Präsident der Gemeinützigen Gesellschaft Eng sprach. Nach dem trefflich dargebrachten musikalischen Vortrag eines Teils aus einem Mozartschen Streichquartett durch die Martha-Stierli-Vereinigung führte Frau Dr. Doris G. u. a. m. n. Wild die zahlreichen Besucher der Vernissage in die Gedanken einiger Bilder ein, der weltabstrakten vor allem, wobei sie mit wenigen Worten vielen Unvorbereiteten sogleich den Weg zum Verständnis aufzeigte, wie etwa bei Nell Gattiker, deren «Schiffe im Wind» ihr sogleich die Assoziation von «Segel» und «Sonne» geweckt hatten, oder bei Elisabeth Th. a. m. n., deren farstarke Kompositionen Th. a. m. n. erläuterte, denn, wie sie sagte, ist jeder christliche und seinem Können verpflichtete Künstler als solcher des Begriffs wert, mag man auch im ersten Moment seinen Vorwurf nicht ohne weiteres erfassen. — Unter den Ausstellenden nennen wir noch Genevieve Blochs eigenartige «Strasse in Cordus» sowie ihren «Keller». Sabine Dirks Holzschnitze, wie Regina Truninger de Vries' Aquatinta-Zeichnungen seien noch genannt, ebenso Max Truningers «Violine, Staffelei und Pflanze», das uns beim Eintreten schon als das stärkste aller geseigten Bilder packte, und das Frau Wild dann auch als solches den übrigen voranstellte. M.

Polonaise beschloss das schön verlaufene Fest, das unter dem Patronat des Stadtpräsidenten von Zürich, Frau Dr. M. Bosch-Peter (Zürcher Frauenzentrale), a. Regierungsrat Dr. Briner, Regierungsrat Dr. Heusser und Dr. W. Spühler (Vorsteher des Gesundheits- und Wirtschaftsamtes) stand. Wer nicht am Fest teilnehmen konnte und der so willkommenen Schule seine Mithilfe angedeihen lassen möchte, merke sich das Postcheckkonto VIII 18572. Ueber die geplante Schule berichten wir in anderen Mal. 10.

Ehepartnern und Diskussionen in Gruppen. Gleichzeitig wird sie jeder einzelnen Frau und jedem Mann sozusagen als kleines Nachschlagewerk über ihre Rechten und Pflichten wertvolle Dienste leisten. Wir wünschen ihr in ihrer gefälligen Aufmachung eine grosse Verbreitung! (Zu beziehen bei den sozialdemokratischen Frauengruppen der Schweiz, Stauffacherstrasse 5, Zürich.)

Denn ob etwas im Leben werden kann, das hängt nicht von den grossen Ideen ab, sondern davon, ob man sich aus ihnen ein Handwerk schafft, ein tägliches, etwas, was bei einem aushält bis ans Ende. Rilke

Rücksicht ist das Unkraut auf dem Feld der Freundschaft und der Liebe; oft überwuchert es den ganzen Boden, so dass kein gesundes Pflänzchen darauf gedeiht. Bettina von Armin

Jede Scham, die uns vor eigener oder vor anderer Erbärmlichkeit befällt, ist eine Rose, die uns blühen möchte. Dasjenige, das uns hindert, wahrhaftig menschlich zu handeln, ist der Schatten, der diese Blüte tötet. K.R. Bühler

Eine blühende Winde hat sich um meinen Brunneneimer gerammt. Ich schöpfe das Wasser beim Nachbarn. Kaga No Chiyu

Schweizerisches Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht

An der Sitzung vom 15. Juni 1957 in Bern wurde beschlossen, die Studienkommission des Bundes Schweizerischer Frauenvereine für die Einführung des Frauenstimmrechts zu beauftragen, als provisorischer Arbeitsausschuss zu amtierenden und Vorschläge für die Reorganisation des Aktionskomitees für das Frauenstimmrecht auszuarbeiten. Die Studienkommission des BSF für die Einführung des Frauenstimmrechts setzt sich zusammen aus:

Frau E. Plattner, Riehen BS, Präsidentin (Vorstandsmitglied);
 Frau H. Leuenberger, Zürich, Vizepräsidentin (Präsidentin der sozialdemokratischen Frauengruppen der Schweiz);
 Frau A. Choisy, Satigny GF (Präsidentin des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht);
 Frau Grendelmeier, Küssnacht ZH (Mitglied der Schweiz. Frauenkommission des Landesrings der Unabhängigen);
 Frau Schärer, Bern (Präsidentin der Schweiz. Vereinigung freisinniger Frauengruppen);
 Fr. H. Cartier, Zürich (Schweiz. Frauensekretariat).

VERANSTALTUNGEN

FRAUENSTIMMRECHTSVEREIN BERN
Juni-Zusammenkunft
 Samstag, den 29. Juni 1957, 14.30 Uhr, im Restaurant des Wohnheims für Betagte, Zähringerstrasse 15

Programm:

- Bericht über die Delegiertenversammlungen des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht, am 24. März in Bern und am 26. Mai in Olten, von Frau Füsprech Mäder-Liechli, Bern.
- Bericht: «Wie entstand unser Wohnheim für Betagte», von Frau Dr. G. Hadorn, Präsidentin des Gemeinnützigen Frauenvereins Bern.
- Teepause
- Besichtigung des Wohnheims

ZÜRCHER FRAUENZENTRALE
 Schanzengraben 29, Zürich
 Freundliche Einladung zur Sommer-Mitglieder- und Delegiertenversammlung auf Mittwoch, den 3. Juli 1957, 14.30 Uhr, nach Birmensdorf, Restaurant zur «Sonne»

Traktanden:

- Verschiedene Frauenvereine aus den Bezirken Zürich und Affoltern erzählen von ihrer Arbeit.
- Die Zürcher Frauenzentrale berichtet aus ihrer gegenwärtigen Tätigkeit.
- Kaffeepause
- Frau M. Bosch-Peter: Die SAFFA 1958
- Verschiedenes

Abfahrt ab Zürich HB: 13.54 Uhr
 Rückfahrt ab Birmensdorf: 17.33 oder 18.24 Uhr
 Den Zvierli beendet jede Teilnehmerin direkt in Birmensdorf.

Anmeldung bis spätestens 2. Juli unbedingt nötig!

SCHWEIZ. VERBAND DER AKDEMIKERINNEN
 Sektion Zürich
 Einladung zum Besuch der Corbusier-Ausstellung auf Donnerstag, den 4. Juli 1957

Führung durch Frau Dipl.-Arch. V. Jansone in französischer Sprache. Besammlung: 20 Uhr in der Eingangshalle zum Kunsthaus.

Radiosendungen

vom 30. Juni bis 6. Juli 1957

Montag, 1. Juli, 14.00: Mitterstunde: Ferienwünsche der Kinder. — Dienstag, 14.00: «Die Prinzessin von Clèves», Madame de La Fayette Roman. — Mittwoch, 14.00: Lisbet Martin erzählt von Fabrikarbeiterinnen. — Freitag, 14.00: Israels Frauenarmee.

Kinder- und Jugendsendungen

Montag, 1. Juli, 14.30: Schulfunk: Basel vor 2000 Jahren. Hörspiel. 17.30: Fritz und Vreni go z Berg. — Mittwoch, 17.10: Musik für Kinder. 17.30: Der Schatz im Mattenwald. Hörspiel. — Freitag, 17.30: Kinderstunde in romanischer Sprache.

Redaktion:
 Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
 Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65
 Wenn keine Antwort: (051) 26 81 51

Verlag:
 Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fräulein Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Zum gueten Zvierli

Braustube Hüllmann
 Bahnhofplatz Zürich

Basler Leckerli
 prima Qualität per kg Fr. 6.— und Porto, Ab 2 Kilo franco.
 K. Grether, Basel
 Wanderstrasse 45 (Nachnahmeversand)

TAPETEN SPÖRRI AG
 Innendekoration
 Zürich, Telacker 16
 Telefon 23 66 60

Die Schule für Soziale Arbeit Zürich
 bereitet vor auf die berufliche Tätigkeit als Sozialarbeiterin und Sozialarbeiter

— auf öffentlichen und privaten Fürsorgestellen und Sozialsekretariaten
 — in Heimen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene

Nach Abschluss der zweijährigen Kurse wird ein von der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich mitunterzeichnetes Diplom ausgestellt. Günstige Berufsaussichten.

Auskunft und Prospekt durch die Schule für Soziale Arbeit Zürich, Seestr. 110/Im Rieterpark
 Telefon 23 84 31

Färberei u. Chem. Reinigung Saum
 macht's gut!
 HERISAU Signora Co. / Tel. (071) 51714

Färben, reinigen und bügeln sämtlicher Damen- und Herrenkleider

Pflessieren und Dekatieren. Wasserdicht imprägnieren. Spezial Graubehandlung an vergilbten Kleidern. TRIPLONIEREN gibt dem Stoff den richtigen Halt, macht mottentecht und wasserabstossend. Prompte, zuverlässige Bedienung.

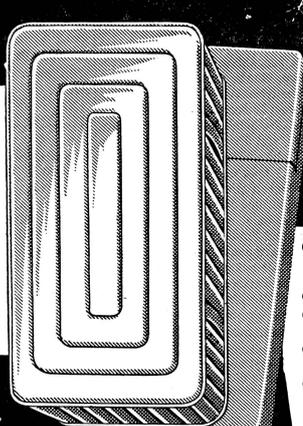
Profit Weissenburger!



- Mineral
- Cítron
- Orange
- Himbeer
- Grape-fruit
- Erla
- Ananas

Wer auf SUPERBA schläft, schläft gut

Im Original **SUPERBA**-Bett ergänzen sich Ober- und Untermatratze in idealer Einheit zum maximalen Schlafkomfort



Die SUPERBA-Obermatratze ist

- mollig und warm
- absolut geräuschlos
- passt sich jeder Lage und Bewegung des Körpers an
- muss nicht geklopft, nicht gekehrt und nicht aufgeschafft werden
- entlüftet sich selber

10 Jahre Garantie

SUPERBA-Obermatratze

- schon die Obermatratze, da Kanten gepolstert
- kein Schoner nötig
- kein Reinigen der Federn
- allseitig staubdicht geschlossen
- ist leicht, handlich und warm

10 Jahre Garantie

SUPERBA S.A. BÜRON (LU)
 Tel. 045 - 3 83 33

Coupon Senden Sie mir unverbindlich Prospekt und Bezugsquellenachweis über Matratzen, Bettüberwürfe, Steppdecken (Zutreffendes bitte unterstreichen)

Adresse: _____

Herzstechen Nervenschock ...

Stärken und beruhigen Sie Ihr Herz und Ihre Nerven!

Wenn die Mühen und Aufregungen des Alltags Ihren Nerven zusetzen, wenn Ihr Herz klopft und sich verkrampft, dann ist dies eine Warnung, die Sie beachten müssen. — Bei der heutigen Rastlosigkeit werden Herz und Nerven oft hart mitgenommen. Die Sorgen, die Gefahren und die Strapazen des Alltags reizen die Nerven und belasten das Herz so sehr, dass Sie Hilfe brauchen, um wieder zur Ruhe zu kommen und vor dauerndem Schaden bewahrt zu bleiben. Eine solche verlässliche Hilfe gewährleisten «Zellers Herz- und Nerventropfen», das sehr wirksame und doch ganz unschädliche Präparat aus Pflanzen, von denen jede einzelne ihre besondere Heiligkeit besitzt, und die zusammen eine so gute herzstärkende, nervenberuhigende und krampflösende Gesamtwirkung entfalten, dass schon am ersten Tage die Spannung nachlässt, die Nerven sich beruhigen, das Herz seinen normalen Rhythmus wiederfindet und der gesunde, erfrischende Schlaf sich wieder einstellt.

Weder Brom noch Digitalis

Flüssig: Flaschen à Fr. 2.50 und Fr. 6.00.
 Vorteilhafte Kurpackung (4 grosse Flaschen) Fr. 21.00. Drogen: Flaschen à Fr. 3.40. Kurpackung Fr. 15.95.
 Erhältlich in Apotheken und Drogenläden.

Mit Zellers Herz- und Nerventropfen RUHIG ZU JEDER STUNDE

Ein Qualitätspräparat von Max Zeller Söhne AG, Romanshorn. Hersteller pharmazeutischer Präparate seit 1864.

Ihre Reisen 20% billiger!

Für 4 gefüllte «MERKUR» Rabatkarten erhalten Sie Fr. 4.— in bar oder aber Fr. 5.— in Reisekarten. Sie können also um 20% billiger reisen!

MERKUR
 Kaffee-Spezialgeschäft